

Dr. Scheidweiler, Nr. 22

DEUTSCHE RUNDSCHAU

MÄRZ 1937

63. JAHRGANG

AUS DEM INHALT

EDENFELD: Wissenschaft und Politik in der Volkswirtschaft / FREI-
AU v. WANGENHEIM: Das ewige Antlitz des Engländers / PECHEL:
prechstunden mit dem Chaos / ROLOFF: Die Legende von Florian
eyer / FECHTER: Männer der Kunst. Paul Holz / FOERSTER: Zukunftsge-
üse / KLUGE: Das Flügelhaus (Schluß) / Literarische Rundschau usw.

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER

INZELHEFT 1.50 RM · BEI JAHRESBEZUG 15.— RM
DEUTSCHE RUNDSCHAU G. M. B. H. BERLIN
POSTVERSANDORT LEIPZIG

Deutsche Rundschau

GEGRÜNDET IM JAHRE 1874 · HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHTEL
IM VEREIN MIT PAUL FECHTER · EINZELPREIS 1.50 RM
Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang · Jahresabonnement 15.— RM für 12 Hefte zuzüglich der
üblicher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsgebühren · Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt
SCHRIFTLEITUNG: BERLIN W 30 · MACKENSENSTRASSE 1

63. JAHRGANG

MARZ 1926

INHALTSVERZEICHNIS

Kurt Wiedenfeld: Wissenschaft und Politik in der Volkswirtschaft	193
Sophle Freifrau von Wangenheim: Das ewige Antlitz des Engländer . .	199
Lebendige Vergangenheit. Adam Heinrich Müller	207
Rudolf Pechel: Sprechstunden mit dem Chaos	210
Gustav Roloff: Die Legende von Florian Geyer	215
Paul Fechter: Männer der Kunst. Paul Holz	225
Karl Foerster: Zukunftsgemüse	232
Rundschau	241
Kurt Kluge: Das Flügelhaus. Roman (Schluß)	247
Eduard Plietzsch: Randbemerkungen	271
Literarische Rundschau:	
Auswärtige Politik. — Schicksalsstunde Europas	273
Mythos der deutschen Welt	275
Niklas von Cues. — Kants Nachlaßwerk	277
Zur Literaturgeschichte. — Vom Fliegen	279
Von Soldaten und vom Kriege	280
Lloyd George. — Kunstgeschichte der Schweiz	281
Luther. — Schönes deutsches Land. — Frauen der Geschichte . . .	282
Der Unheilige Gottes. — Vom Deutschen Reich. — Ein Bilderbuch. Maria Waser	283
Kathederblüten. — Und über allem die Mutter. — Kalender. Meyers Universal-Atlas	284
Grimms Märchen. — Otto der Große. — Ein großer deutscher Verleger	285
Schacht. — Ludwig Thoma — Von Abenteuern. — Goethe . . .	286
Jugendchriften. — Musik	287
Ein Vermächtnis. — Familienforschung. — Jugendfahrten	288

AUS DEM INHALT DER NÄCHSTEN HEFTE

Professor Dr. Wolfgang Windelband: Balfour / Paul Fechter: Der christliche Propagandafilm / Reinhold
Schneider: Kanzler des alten Reiches / Dr. Friedrich Sebass: Carus in seiner Stellung zum Christentum
Franz Seitz: Wahrheit und Symbol / Helene D'Alton-Rauch: Die Einweihung des Friedrich-Denkmales
Aus den Erinnerungen von Christian Rauchs Enkel.

Diesem Heft liegt eine Werbeschrift des Freiheitsverlages G. m. b. H., Berlin, „Das koloniale Deutschland“ sowie
Verlagsprospekt des Sozietätsverlages, Frankfurt a. Main, bei, die wir der Beachtung unserer Leser empfehlen.

Unentbehrliche Schriften zur volksdeutschen Frage

Statistisches Handbuch des gesamten Deutschtums

Von Wilhelm Winkler, Direktor des Institutes für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien. Herausgegeben im Auftrage der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Verbindung mit der Deutschen Statistischen Gesellschaft. In Leinen geb. RM. 10. —

Mit allen Mitteln der statistischen Wissenschaft geschaffen, ist dieses Werk doch nicht trodenes Zahlenmaterial, sondern der verbindende Text gibt ein lebendiges Bild des gesamten Deutschtums: politische und soziale Verhältnisse, Geschlechts- und Altersgliederung, Siedlungsweise und Bevölkerungsbewegung, Berufs- und Betriebsstatistik, kurz alle wichtigen Belange der Deutschen in allen Staaten der Erde finden in diesem einzigartigen Werke die erste zusammenfassende und grundlegende Darstellung.

Der neue Herr von Böhmen

Eine Untersuchung der politischen Zukunft der Tschechoslowakei.

Von Dr. Gustav Peters. Kartonierte RM. 3. —

Die Probleme der Tschechoslowakei, die durch deren Lage in der Mitte Europas und durch die Zusammenfassung verschiedener fast gleich starker Volksteile in einem Staate von besonderer Schwierigkeit sind, finden in diesem Buche eines Subtendentes eine gerechte Beurteilung, und der Verfasser macht Vorschläge für die zukünftige staatliche Gestaltung, die in allen Lagern größtes Aufsehen erregt haben.

Die Verfassung des Memelgebietes

Von Albrecht Rogge, Handbücher des Ausschusses für Minderheitenrecht. Preis RM. 10. —

Das grundlegende Werk über die Rechtslage des Memelgebietes, das Litauens Gewaltpolitik ins klare Licht setzt.

Die kirchliche Rechtslage der deutschen Minderheiten katholischer Konfession in Europa

Von Dr. Theodor Grentrup, S. B. D., Handbücher des Ausschusses für Minderheitenrecht. Kartonierte RM. 11. —

Diese Sammlung der die Kirche betreffenden Gesetze aller europäischen Staaten, in denen deutsche Minderheiten leben, gibt ein anschauliches Bild der heutigen Kulturlage Europas. Die Unterteilung des Stoffes nach den einzelnen Staaten und innerhalb dieser nach Völkerrecht, Konkordatsrecht und Staatskirchenrecht, Kanonisches Recht macht die Sammlung klar übersichtlich.

VERLAG DEUTSCHE RUNDschau G.M.B.H. BERLIN

KARL VON FRISCH Du und das Leben

Auf humorvollen interessanten Pfaden durchstreift Karl von Frisch in seinem neuen Buch das weite Gebiet des vielfältigen Lebens auf dieser Erde. Das ist eine famose Biologie geworden. Sie erzählt vom Wesen des Lebens, von unsterblichen Zwerge und Tieren, die verboten aussehen, vom täglichen Brot, von allhand Methoden, sich unsichtbar zu machen, vom Gleichgewicht im Lebensraum und schwierigen Kreuzungsversuchen. Und den Schluß macht ein großes Kapitel von des Menschen Vergangenheit und Zukunft. Die ganze Buntheit der Natur macht uns der Verfasser klar. Lebendig wie das Leben ist sein Buch. Preis broschiert 5 M, in Ganzleinen 6 M 80.

VERLAG ULLSTEIN

Verlangen Sie kostenlos das

SONDERANGEBOT DER BÜCHERINSEL

BERLIN W 15, PARISER STRASSE 30/31

Anzeigenpreise
nach Liste Nr. 4



Haben Sie Ihre Freunde und Bekannten schon auf die

DEUTSCHE RUNDSCHAU

aufmerksam gemacht? Für Anschriften ist dankbar der Verlag Deutsche Rundschau G.m.b.H., Berlin W 30

Dr. Lahmanns
Lanatorium, Weißer Hirsch
— DRESDEN



PHYSIKALISCH-
DIÄTETISCHE
HEILANSTALT

6 Fachärzte • Modernste Kurmittel
Pauschalgespreise • Ganzjährig geöffnet

Winterhilfswerk 1936 - 1937



Ein Volk
Eine Gemeinschaft
Ein Opferwille

Wer Musik hört und treibt

findet in dem neuen, einzigartigen und trotz vorzüglicher Ausstattung billigen biographischen Monumentalwerk: „Die großen Meister der Musik“, herausgegeben von namhaften Musikgelehrten, eine moderne, reizvolle Lösung des Problems der Musikerbiographie. Es vermittelt eine völlig neue Anschauung von Mensch und Werk der großen Musiker in ihrer Eigengesetzlichkeit und ihrer kulturellen Verbundenheit mit der Zeit.

Mit gegen 1500 Notenbeispielen, 800 meist größeren Abbildungen im Text, vielen herrlichen farbigen Kunstbeilagen ist diese Schöpfung eines der schönsten Werke der Musikkultur.

Verlangen Sie ausführliches Angebot und unverbindliche Ansichtssendung 82 g von der Buchhandlung ARTIBUS et LITERIS Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H., Berlin-Nowawes

Wissenschaft und Politik in der Volkswirtschaft

Mit der Geschichtswissenschaft teilt die Volkswirtschaftslehre das Schicksal, daß sie notwendig und unentrinnbar in steter Bezogenheit zu den allgemeinen, politischen Gegebenheiten der Staaten und Völker sich bewegt und demgemäß in ihren Arbeiten weder vom Raum noch von der Zeit des einzelnen Wissenschaftlers sich vollständig trennen läßt. Dies gilt sogar von denjenigen Teilen, die zumeist als theoretische Volkswirtschaftslehre oder Sozialökonomik zusammenfassend bezeichnet werden. Wer kann denn etwa restlos — d. h. über die nur gedankemäßig und isolierend gewonnene Konstruktion eines völlig freien Marktverkehrs hinaus — die Vorgänge der Preisbildung zu erfassen unternehmen, ohne dabei das Einwirken staatlicher Maßnahmen und das so mannigfache Wirtschaftsverhalten der verschiedenen Völker und innerhalb desselben Volkes der verschiedenen Schichten mit maßgeblichem Gewicht in die Betrachtung einzustellen? Vollends gilt es von der angewandten Volkswirtschaftslehre, die es stets mit dem Ganzen einer Wirtschaftsgestaltung zu tun hat, mag sie im Sonderfall der wissenschaftlichen Untersuchung und Darstellung nur mit einem eng umgrenzten Wirtschaftszweige oder aber mit der Wirtschaft eines ganzen Volkes oder endlich mit dem Weltmarkt sich beschäftigen: auch vom Staat und seiner Verwaltung, seinen Einrichtungen und seinen Gesetzen ebenso wie von den wirtschaftlich tätigen Menschen her sind nordamerikanische und europäische, englische und deutsche Wirtschaft im Ganzen und in ihren Teilen je etwas anderes, und noch niemals und nirgends hat der Weltmarkt sich ohne jede staatliche Einschränkung und völlig gleichartig in das Wirtschaftsleben der verschiedenen Völker hineinschieben können. Selbst dann also, wenn die wissenschaftliche Darlegung nicht unmittelbar auf das Erfassen staatlicher Wirtschaftsmaßnahmen und ihrer Wirkungen abgestellt ist, läßt sich die (früher allgemein übliche und auch heute noch viel angewendete) Bezeichnung der angewandten Volkswirtschaftslehre als „Volkswirtschaftspolitik“ und ihrer Unterabschnitte als Agrar-, Gewerbe-, Verkehrs- usw. Politik sehr wohl rechtfertigen: einen durchaus wesentlichen, niemals zu entbehrenden Bestandteil und geradezu das Rückgrat jeder Untersuchung bilden die Fragen des staatlichen Eingreifens immer; der Teil darf in der Bezeichnung für das Ganze stehen.

Aus dem engen Zusammenhang, der zwischen Wirtschaftsleben und Politik besteht, ergeben sich nun aber für die „Wissenschaft vom Wirtschaftsleben“ recht empfindliche Schwierigkeiten. Vor allem muß jeder, der an solch wissenschaftlicher Arbeit sich abmüht, und so namentlich der Berufsgelehrte, sich darüber klar sein, daß auch seine Wissenschaft nicht den Anspruch erheben kann, für die Politik des Staates und Volkes die Ziele zu setzen. Dem steht entgegen, daß der Staat

mehr ist als eine Zusammenfassung der Wirtschaft für sein Gebiet und seine Angehörigen. Gewiß ist die wirtschaftliche Kraft, die in seinem Lande und in dessen Bevölkerung steckt, für jeden Staat eine der maßgeblichen Unterlagen seiner politischen Machtmöglichkeiten, und pflegliche Behandlung der wirtschaftlichen Interessen wird vom staatlichen Gesamtinteresse allein schon deswegen gefordert, weil nach dem bekannten Wort Friedrichs des Großen „die Finanzen das Rückgrat des Staates sind“. Es ist auch zuzugeben, daß diese Rücksichten um so stärker in den Vordergrund gelangen müssen, je schwerer die wirtschaftliche Not auf dem Volke und dadurch auf dem Staate oder auch umgekehrt dank staatlicher Not auf dem Volke lastet. Andererseits zeigt jedoch alle Geschichte, daß die Wirtschaftskraft eines Volkes nur dann sich voll zu entfalten vermag, wenn ein starker Staat dahinter steht und staatliche Strebungen auch die Wirtschaft beleben; und dieses umgekehrte Verhältnis zwischen Staat und Wirtschaft ist stets von entscheidender Bedeutung. Es rückt also die Wirtschaft niemals in die Bedeutung eines staatlichen „Schicksals“ ein. Stets behalten vielmehr — nach einem Worte Bismarcks — die Imponderabilien die letzte Entscheidung, der auch die Wirtschaftspolitik sich zu fügen hat.

Mit der Wirtschaftspolitik die Wirtschaftswissenschaft. Und diese um so mehr, als sie sich auf der Ebene der Imponderabilien nur beobachtend und registrierend, jedoch nicht gestaltend zu bewegen vermag. Sie hat es nun einmal ausschließlich mit dem Beweisbaren oder wenigstens Begründbaren zu tun; und mögen oft genug auch in der Volkswirtschaftslehre gefühlsmäßige Wertungen der einzelnen Gelehrten den einen und andern Vorgang verschieden in den ursächlichen Zusammenhang eines Gesamtablaufs einreihen — immer handelt es sich um das Aufhellen solcher Zusammenhänge, um eine Wertung also zum Zwecke des Erkennens und nicht um Wertungen zum Zwecke des Handelns und der Willensbestimmung. Gerade die Dirigierung des Willens ist jedoch das Wesen jener Imponderabilien, die Bismarck gemeint hat: aus der Tiefe der Staatsauffassung und der Weltanschauung stammend, keines Beweises fähig und bedürftig, geben sie dem Staatsmann, dem Politiker die Richtschnur seines Wollens und Handelns. Die Wissenschaft dagegen, als das Arbeitsfeld des Erkenntnistrebens, hat sie einfach als staatliche Gegebenheiten anzuerkennen, die gleichsam von außen her an sie herangetragen werden und auch ständig außerhalb ihrer Untersuchungen, ihrer Fragen und ihrer Zweifel verbleiben müssen.

Es kommt hinzu, daß es in der Volkswirtschaftslehre notwendig an jener Geschlossenheit und Einheitlichkeit mangelt, die für alles politische Handeln die unerlässliche Unterlage abgibt. Jene ist nicht eine Naturwissenschaft, die es mit fest bestimmten Stoffen und sachlichen Kräften zu tun hat — mit Gegenständen also, die sich ewig gleich bleiben und so Schritt für Schritt dem Erkennen sich erschließen lassen. Objekt der Volkswirtschaftslehre ist das menschliche Verhalten mit seiner unendlichen, von tausend Beweggründen wirtschaftlicher und — meist ausschlaggebend — nichtwirtschaftlicher Art bestimmter Mannigfaltigkeit; und nur am lebenden Volkskörper, nie im wissenschaftlichen Experiment ist es zu erforschen. Da kann es nicht ausbleiben, daß ein einzelner Vorgang und eine ganze Ent-

wicklungsreihe von verschiedenen Forschern verschieden gesehen und in ihren Ursachen wie ihren Folgen verschieden beurteilt werden. Die Volkswirtschaftslehre kann daher auch niemals dem Politiker, wie es die Naturwissenschaft und Technik dem Praktiker der Wirtschaft leisten, zu einem fertigen Rezept für sein Handeln verhelfen; sie breitet nur von Fall zu Fall die Gründe ihrer Auffassung aus und muß es dem Politiker überlassen, wie weit er ihnen eine auch ihn bindende Beweiskraft zuschreibt — was beinahe immer das Gefühl zur letzten Entscheidung aufruft.

Heißt dies, daß keinerlei Beziehung zwischen Volkswirtschaftslehre und Politik besteht oder gar bestehen darf? Nichts wäre falscher als ein solcher Schluß. Schon der einzelne Gelehrte steht als Angehöriger seines Staates und Volkes viel zu eng am staatlichen Bereich, als daß er nicht — bewußt oder unbewußt — irgendwie von der politischen Linie berührt wird; und auch in seine wissenschaftliche Arbeit, wenn sie an staatliche Fragen nur ganz von ferne heranzuführt, muß die gefühlsmäßige Einstellung zum Staate über alle erstrebte Objektivität hinweg immer hineinspielen, da auch Gelehrtentum nur auf menschlicher Grundlage sich aufbaut, und die Einwirkung ist vielleicht sogar um so stärker, je weniger Bewußtheit dahinter steht. In unserem Zusammenhang ungleich wichtiger ist jedoch, daß auch die Volkswirtschaftslehre selbst mit ihrem rein wissenschaftlichen Aufgabenkreis in die Politik hineingreift und demgemäß auch umgekehrt von ihr ständig Anregungen empfängt. Gerade weil nur das Seiende, das Gewordene und das Werden, nicht aber das Sein-Sollende wissenschaftlich erkannt und vom Zweifel her behandelt werden kann, darum vermag die Volkswirtschaftslehre ständig der Politik gute Dienste zu leisten, ihren Entschlüssen gewisse Unterlagen zu geben und ihr Fragen zu stellen.

Die erste Aufgabe, welche die „Wissenschaft vom Wirtschaftsleben“ für die Wirtschaftspolitik und überhaupt die Gestaltung dieses Wirtschaftslebens zu lösen hat, liegt in der Feststellung der Ausgangslage. Die tatsächlichen Zustände, wie sie zu einem gegebenen Zeitpunkt bestehen, rein empirisch erfassen zu wollen, ist in den hochentwickelten Staaten schon für eng begrenzte Landschaften und festumrissene Wirtschaftszweige nicht mehr möglich. Allenthalben wirken von außen her andersgeartete Einflüsse ein, die in ihrer Eigenart und Kraft nur mit Hilfe systematischer Untersuchung richtig eingeschätzt und richtig behandelt werden können. Sogar innerhalb einer Landschaft, vollends durch das mannigfach gestaltete Gebiet eines großen Staates hindurch, von den Beziehungen zur übrigen Welt noch gar nicht zu reden, sind die wirtschaftlichen Einzelfäden so eng miteinander verknüpft und so schwer erkennbar ineinander versilzt, daß es der wissenschaftlichen Sezierarbeit bedarf, sie je für sich zunächst einmal bloßzulegen und dann zum Gesamtgefüge wiederum zusammenzustellen. Auf dem Gebiete der Wirtschaft ist diese Aufgabe mit besonderer Bedachtsamkeit und mit weiter Umschau anzugreifen; spielen doch hier neben den materiell-sachlichen Verhältnissen stets auch die menschlich-psychischen Kräfte eine sehr maßgebliche, oft genug die entscheidende Rolle — was die schwere Gefahr einer unzulässigen Verallgemeinerung solcher

Erfahrungen, wie sie dem einzelnen Wirtschaftler und auch dem einzelnen Politiker in aller Regel nur gegeben sind, nur allzu leicht ins unerträgliche steigert.

In einem Lande wie Deutschland ist diese Gefahr besonders groß. Schon unsere Landwirtschaft ist in ihren Produktions- und Absatzbedingungen und entsprechend in ihren Produktionsrichtungen so mannigfaltig gestaltet, daß sie sich jeder Schablone entzieht. Und in unserer Industrie — schon dieser Ausdruck bedeutet eigentlich eine unzulässige Zusammenfassung — herrscht nicht nur ein so buntes Vielerlei, wie in keinem anderen Lande der Welt; wir haben vielmehr auch noch gerade diejenigen Industriezweige als die wichtigsten Bestandteile unseres industriellen Körpers zu betrachten, in denen je eine große Zahl von verhältnismäßig kleinen Unternehmungen in voller Selbständigkeit ihre Arbeit verrichten und vielfach sogar kein einzelner Betrieb dem anderen gleicht. Für unsere Volkswirtschaft ist kennzeichnend, daß wir keinen einzigen Industriezweig etwa als eine deutsche Standard-Industrie ansprechen können, und daß daher alle statistischen Aufzeichnungen, die ja notwendig die feineren Unterschiede vernachlässigen müssen, nur als recht rohe Abbildungen der Wirklichkeit gelten dürfen. Was besagt denn z. B. die Zahl der beschäftigten Arbeitskräfte, die wir mangels besserer Unterlagen für die Gruppierung der Betriebsgrößen zu verwenden pflegen, und selbst die Hinzufügung der Maschinenkräfte für den Vergleich der wirklichen Leistungsfähigkeit etwa der Schweißeisen- und der Kleineisen-Industrie oder gar der Feinmechanik? Die Fehlmeinung, daß in Deutschland allgemein der Großbetrieb und die Unternehmungskonzerne die Herrschaft an sich gerissen hätten und in scharfem Vordringen begriffen wären, hat nur aufkommen können, weil die ganz wenigen Wirtschaftszweige, in denen diese Tendenz in der Tat zu beobachten ist, mit ihren großen Ziffern die statistische Zusammenfassung maßgeblich bestimmen. Teilt man, wie notwendig, die Statistik auf und geht man gar noch tiefer in die Einzelheiten hinein, so bleibt von dieser Tendenz so gut wie nichts übrig. Wie soll aber der Praktiker der Politik zu einer Kenntnis dieser entscheidend wichtigen Feinheiten und von ihr zu ihrer entsprechenden Berücksichtigung gelangen, wenn ihr Vorhandensein und ihr Wesen, ihre Bedeutung ihm nicht von der volkswirtschaftlichen Wissenschaft übermittelt werden?

Die Aufgabe der Wissenschaft, die wirtschaftlichen Gegebenheiten des Heute in ihren Tatbeständen und in ihren ursächlichen Zusammenhängen aufzuklären, gewinnt noch dadurch an praktisch-politischer Bedeutung, daß ein Zurückgreifen in die Vergangenheit unerlässlich ist. Schon die einzelne Unternehmung und sogar der einzelne Betrieb, die Stätte des gesonderten technischen Vorgangs, sind in aller Regel mit ihrem Gegenwartszustand nur aus der Vergangenheit heraus voll zu verstehen. Erst recht gilt dies von den wirtschaftlichen Verhältnissen eines ganzen Landes und Volkes, in denen ja die vorwärtsdrängenden Kräfte des Heute ständig mit den Beharrungsmächten des Gestern und Vorgestern im Kampfe liegen. Vollends aber lassen sich die psychischen Unterlagen der Gegenwart, schon weil sie nicht unmittelbar in die Erscheinung treten, so gut wie immer ausschließlich aus längeren Entwicklungsreihen ablesen. Die angewandte Volkswirtschafts-

lehre, wie sie selbst auf historischem Unterbau nur sich erheben kann, muß auch dieses Wissen für die Praxis bereitstellen.

Ein zweiter Aufgabenkreis ist von der Politik her für die Wissenschaft darin gegeben, daß diese die Mittel und Wege zu erforschen und zu prüfen hat, die von den Verhältnissen des Heute zu den politisch bestimmten Zielen von morgen und übermorgen zu führen geeignet sind. Mit dem Gefühl allein, mit der Intuition ist es auch hier nicht getan. Der Politiker darf vielmehr einem Heerführer verglichen werden, der sich vor die Aufgabe gestellt sieht, von bestimmter Stelle seine Truppe möglichst schnell nach einem anderen Orte hinüberzuführen. Sein Wille, dieser Aufgabe gerecht zu werden, muß aus heißem Herzen kommen und alle Kräfte anspannen, die ihm und seinen Leuten gegeben sind. Aber wehe ihm und seiner Truppe, wenn er nicht mit eiskaltem Kopfe die Karten prüft und aus ihnen die geeigneten, nicht immer die kürzesten Wege herausliest. Und erst recht wehe ihm und seiner Truppe, wenn diese Karten nicht in eiskalter Wissenschaft und ohne besondere Zielsekung hergestellt sind. Gewiß ist auch wissenschaftliche Arbeit dem menschlichen Irrtum und dem unbewußten Einfluß eines heißen Herzens keineswegs entrückt. Die Schulung jedoch, die aus der einseitigen Betonung des Erkenntnistrebens sich ergibt, macht vielleicht doch ihren Jünger ein wenig weniger als den Tat- und Willensmenschen abhängig von der Gefahr, von vornherein den Wunsch zum Vater des Erkennens zu machen.

So darf, um auch aus dem eigenen Bereich der Volkswirtschaftslehre ein Beispiel zu geben, in diesem Zusammenhang daran erinnert werden, daß deutsche Wirtschaftswissenschaftler (allerdings nicht einhellig) rechtzeitig auf die schweren Schädigungen hingewiesen haben, die sich nach dem Weltkrieg für Deutschlands Wirtschaft und Staat aus der Aufnahme ausländischer Kredite im Zusammenhang mit den Tributzahlungen ergeben müßten, daß also der damals gewählte Weg zu der erstrebten Gesundung nicht führen könne. Auch den Autarcie-Bestrebungen und der Bagatellisierung der Ausfuhr hat die Wissenschaft entgegengehalten, daß für ein solches Ziel die deutsche Rohstoffbasis zu schmal sei und Deutschland daher, um Rohstoffe von außen einführen zu können, seine Fabrikatenausfuhr so weit fördern sollte, wie das Ausland nur irgend aufnahmefähig und aufnahmewillig sei. Beides Gedankengänge, die längst schon von der Politik als richtig anerkannt und zur Richtschnur ihres praktischen Handelns gemacht worden sind.

Hiermit ist bereits der dritte Aufgabenkreis berührt, den es zu erwähnen gilt: die Aufgabe nämlich der Wissenschaft, der Politik die Frage vorzulegen, ob nicht vielleicht mit dem Ziele, das sie auf wirtschaftlichem Gebiet ansteuert, und mit dem Wege, den sie hierzu betreten muß, sich abseits liegende Wirkungen verbinden, die mit den letzten, den staatlichen Zielen in Widerspruch stehen oder wenigstens deren Erreichung erschweren. Hier kann besonders wichtig werden, daß die Wissenschaft immer in allererster Linie darauf ausgeht, die Tatsachen des Heute in ihrem Gewordensein zu erhellen und deshalb all den Kräften nachzuspüren, die in der Volkswirtschaft des gegebenen Raumes und der gegebenen Zeit wirksam sind. Dies kann zu dem Hinweis führen, daß diese oder jene Kraftkomponenten, die

nach außen wenig hervortreten oder auch ganz im stillen wirken, zu wenig berücksichtigt und doch vielleicht fähig seien, die Maßnahmen der Wirtschaftspolitik in eine unerwünschte Richtung umzubiegen. Andererseits darf jedoch hieraus die Wissenschaft nicht den Anspruch ableiten, auf die von ihr aufgeworfene Frage nun auch selbst die Antwort zu erteilen. Weil vielmehr die Frage sich an die Zukunft richtet und, diese Zukunft zu gestalten, Aufgabe der Politik und niemals die der Wissenschaft ist, darum muß auch hier bei der Wissenschaft Bescheidung herrschen. Nicht das Erkennen der Zusammenhänge, sondern der auf die Tat gerichtete Wille hat die Antwort zu geben, ob trotz der Nebenwirkungen das Ziel und der Weg weiter verfolgt werden sollen.

Und so bleibt es dabei, daß Politik und Wissenschaft zwar hin und her Führungsfäden entsenden, je mit ihren Aufgaben jedoch auf verschiedenen Ebenen sich bewegen müssen. Der Politiker also, der sich etwa in wissenschaftlicher Art die Grundlagen seines Handelns zurechtlegt, muß sich bewußt bleiben, daß er mit solchem Tun nur seine berufliche Tätigkeit vorbereitet, und daß es für ihn darauf ankommt, auf sein Ziel hin die Brücke anzusetzen, die das Erkennen und das Wollen verbinden soll. Und der Wissenschaftler, der sich politisch betätigt, muß sich bewußt bleiben, daß er damit aus dem Rahmen seiner Berufsarbeit heraustritt und deshalb Gefahr läuft, schon das Erkennen von seinen Zielen her bestimmen zu lassen; und er ist, namentlich wenn er seine politische Zielauffassung in seiner wissenschaftlichen Betätigung mit anklingen läßt, von seiner Wahrheitspflicht darauf gestellt, deutlich die Grenze erkennen zu lassen, an der er das Gebiet des Beweisbaren verläßt. Für Staat und Volk würde es gleich verhängnisvoll sein, wenn die Politik sich ihre Entschlußkraft von des Gedankens Blässe und wenn die Wissenschaft ihre Gedankenarbeit von der kräftigeren Farbe der Entschließung ankränkeln ließe.

Das ewige Antlitz des Engländers

“O never say that I was false of heart.”

Shakespeare.

Von dem Engländer uralter Vergangenheit bis zu dem der heutigen Zeit ist es nur ein Schritt. Klima, Bodenbeschaffenheit und Lage haben den englischen Werdegang stark beeinflusst. Die See mit ihren unendlichen Weiten, die Stürme des Ozeans mußten den englischen Charakter, seinen Wagemut und die Unternehmungslust stählen, die Feuchtigkeit des Klimas förderte Viehzucht und Landwirtschaft, deren Produkte von unendlicher Wichtigkeit für den englischen Handel waren, die Bodenschätze, im besonderen die Kohle, wurden von größter Bedeutung für den Aufbau der Industrie. Vor allem aber der Insellage verdankt England die Eigenart seiner Entwicklung.

Aus der Verschmelzung der normannischen Herrenschaft mit den angelsächsischen und keltischen Bewohnern des Landes erwuchs das heutige Volk der Engländer, das trotz der Zusammensetzung aus den verschiedensten Volksstämmen als einheitliches Ganzes erscheint.

Die ursprünglich ackerbautreibende Bevölkerung wandte sich durch die geographische Lage des Landes schon zeitig der Seefahrt und dem Handel zu, doch gelangte beides erst zu Zeiten Elisabeths zu größerer Blüte und erreichte zur Zeit Cromwells die ersten Ausmaße von Bedeutung, geschützt durch die Bestimmungen der Navigationsakte. Naturgemäß folgte der Ausbreitung des Handels der Aufbau der englischen Handels- und Kriegsflotte und die Erforschung und Aneignung ferner Länder, teils auf friedlichem, teils auf blutigem Wege. So führte der Weg allmählich zum Britischen Weltreich, von diesem zum Empire und schließlich zum Commonwealth of Nations, verankert im Westminster Statute, zu einem Reich, das heute durch den Krongedanken als einziges wesentliches Band zusammengehalten wird.

Für uns kommt es hier darauf an, festzustellen, wie sich die in wenigen Strichen skizzierte Entwicklung auf den Engländer und den englischen Charakter ausgewirkt hat und welche stets wiederkehrenden Züge dabei feststellbar sind, und zu versuchen, sie auf einen Generalnenner zu bringen.

Abgeschlossen von der anderen Welt durch die insulare Lage ergab sich in dem sich langsam entwickelnden Nordländer Britanniens eine konservative Geisteshaltung. Den Umstürzen der kontinentalen Welt fernbleibend, war der Engländer allen gewaltsamen Eingriffen abhold, er hatte Zeit, anzulicksen, zu überarbeiten, er brauchte nicht einzureißen. Wir finden vielfältige Beweise dafür, in Kunst, Literatur und Rechtsgeschichte. Die Kontinuität der Entwicklung wurde nicht unterbrochen. Seit vielen hundert Jahren betrat kein fremder Soldat englischen

Boden. Die Revolution unter Cromwell — deren große Bedeutung für die innere und äußere Entwicklung Englands unbestritten ist — bedeutete im Empfinden des Engländers nur ein Intermezzo, eine Zwischenlösung.

Die Eroberungslust des Wikings, die Rücksichtslosigkeit des Handelskonkurrenten, der unbändige Freiheitsdrang und die Verschlossenheit und Schüchternheit des einsamen Seefahrers, verbunden mit der Sentimentalität eines Kindes sind Eigenschaften, die sich in der englischen Seele fast zwangsläufig entwickeln mußten. Der Engländer bedurfte als wagemutiger Kaufmann der Anpassungsfähigkeit an fremde Verhältnisse, er mußte praktisch, nüchtern, zweckmäßig handeln, davon hing sein Gedeihen in fremden Landen ab. Er verband diese Eigenschaften mit der Frömmigkeit des Nordländers auf die ihm eigene Weise.

Mit der Luft der Heimat wurde jeder Engländer schon bei der Geburt so stark imprägniert, daß er sie, mochte er noch so früh in fremde Lande streben, nie vergaß; das Ziel seiner Sehnsucht war "Old England" — "the earth that I love — this earth, this land, this England" — zu dem er im Alter sich zurückfand, auf den Landsitz, in den Klub, ins Parlament und zu "Hearth and Home". Doch mit der unendlichen Liebe zu Heimat und Volk war das Selbstbewußtsein dessen eng verknüpft, der die Welt zu seinen Füßen zwang und dem heute 27 v. H. der festen Eroberfläche zu eigen sind und 25 v. H. der gesamten Menschheit untertänig. Ist es ein Wunder, wenn schon früh im Engländer ein Gefühl seiner besonderen Mission in der Welt erwachte? Die ersten Ansätze dazu stammen bereits aus dem Mittelalter.

Die Einführung der Reformation in England wurde für die ganze englische Entwicklung am bedeutsamsten. Die Vereinigung von Religion und praktischem Leben, die Calvin erstrebte, also die unbedingte Einheit des wirtschaftlich-sozialen und des religiösen Lebens entsprachen der englischen Mentalität. Die englische Form des Calvinismus wurde der Puritanismus. Nach der Lehre Calvins war der irdische Erfolg das Wesentliche für die Bewährung. Der Erfolg, aufgebaut auf der Arbeit, wurde zum Selbstzweck. Der Unterschied zwischen dem Calvinismus und dem Puritanismus lag darin, daß der Engländer es verstand, seine Religiosität auf das engste mit britischem Nationalismus zu verbinden. „Aus den rassistischen Kräften des englischen Volkes, aus den klimatischen Verhältnissen und der insularen Lage des Landes, sowie aus der harten Entwicklung zur geeinten Nation wurden die Grundlagen für den Puritanismus geschaffen, der zum bedeutsamsten Ausgangspunkt der englischen Politik wurde und ein kraftvolles Weltreich entstehen ließ. Das puritanische Selbstgefühl wurde zu einem der kräftigsten Hebel der politischen Ausdehnung Englands. ... Eine ... Art von Staatsreligion gibt es in England, die den Menschen nichts glauben läßt, was nicht gleichzeitig dem Staat und der Seele dient.“*

Wir sehen, wie die religiösen Gedanken sich im praktischen Leben umsetzen, wie sich der Auserwähltheitsgedanke des Engländers manifestiert, wie der wirt-

* J. Stoye: USA. lernt um. (W. Goldmann, Leipzig)

schaftliche Egoismus, der Abenteuerersinn und der Unternehmungsggeist religiöse Weihe erhielten und gleichzeitig — nach Felix Salomon* — „der Religion kraftvolle Arme zu ihrer Verteidigung zugeführt wurden“. In einer Eingabe der Kaufmannschaft an die Königin Elisabeth findet sich der Satz: die Vorsehung habe Ländereien zur Nuzung für die englische Nation vorbehalten. Es zeigt sich im Engländer schon frühzeitig die Neigung, die alttestamentarische Situation des auserwählten Volkes auf sich zu übertragen.

Erst im 17. Jahrhundert jedoch kam in England die Reformation voll zum Durchbruch und mit ihr die stärkste wechselseitige Durchdringung religiös-reformatorischer und nationalpolitischer Inhalte.

Milton sagt in seiner *Areopagitica* (1644): „Ich sehe im Geiste eine edle und mächtige Nation sich gleich einem starken Manne aus dem Schlafe erheben und ihre von simsonischer Kraft erfüllten Locken schütteln; ich sehe sie gleich einem Adler ihre mächtige Jugend zum Fluge gewöhnen und die geblendeten Augen stärken an den Strahlen der vollen Mittagssonne, ihr lange mißbrauchtes Gesicht an dem Leuchten der himmlischen Klarheit läutern, . . . blickt hin auf diese gewaltige Hauptstadt, eine Stadt der Zuflucht, das Wohnhaus der Freiheit, umgeben und umschlossen von Gottes Schutze. . . . Es ist die Freiheit, Lords und Gemeine, welche eure eigene beherzte und glückliche Politik uns verschafft, die Freiheit, welche die Amme aller großen Geister ist.“ — In einer Streitschrift führt Milton aus: „Gott hat euch, die erste der Nationen, von den größten Übeln des Lebens ruhmvoll erlöst, von Tyrannei und Aberglauben“ . . .

Der hervorragendste Exponent der puritanischen Geistesrichtung ist Cromwell; in ihm tritt das praktisch-nüchterne Denken des Staatsmannes in enge Verbindung mit dem religiösen Denken des Puritaners, beides ist wechselseitig voneinander durchdrungen. Er lebt in der gewissen Zuversicht, von der unbedingten Vereinbarkeit des Glaubens mit der nationalen Wohlfahrt, er ist der Auffassung, daß die christliche und die politische Aufgabe in Übereinstimmung zu bringen sind. Er führt in der Ansprache an den Parlamentsauschuß, in der er die Ablehnung der Königskrone begründet, aus, daß Gott zwei besondere Anliegen in der Welt habe: das eine ist, das der Religion, das andere, für das er Sorge trägt, ist die bürgerliche Freiheit und das Interesse der Nation. . . . Wenn übrigens jemand das Interesse der Christen und das der Nation für unvereinbar hält, oder „für zwei verschiedene Dinge“, so wünsche ich, meine Seele möchte nie eine Geheimnisse eintreten. . . . Auf diese beiden Anliegen, wenn Gott mich für würdig erachtet, will ich leben und sterben. Und ich muß sagen, wenn ich vor einem höheren Tribunal als irgendeinem irdischen sollte Rechenschaft ablegen, wenn ich gefragt würde, warum ich mich völlig auf den letzten Krieg eingelassen habe, so könnte ich keine Antwort geben, die nicht sündhaft wäre, wenn sie nicht diese beiden Zwecke in sich begriffe. An einer anderen Stelle sagt Cromwell in einer Rede: „Was sind alle unsere Geschichten und Überlieferungen von Taten früherer Zeiten anderes als Gott, der sich selbst offenbart.“ Stets betont

* F. Salomon: Englische Geschichte. (Verlag R. F. Köhler, Leipzig)

er, daß es sich um die Wohlfahrt des englischen Volkes handele. Er setzt Gott und England gleich.

Norden führt sehr richtig aus: „Die Wege einer großen Nation führen durch mannigfache Stufen und Lebensformen hindurch: sie wechseln und lösen sich ab und widersprechen einander: erst ihre Summe umfaßt das Ganze der nationalen Werte.“

Das religiöse Zeitalter ging in dieser Form für England vorüber. Das Zeitalter des Rationalismus — der Hobbes, Descartes, Spinoza — brach an. Die Religiosität wurde den Bedürfnissen der Praxis angepasst. Es erschienen Bücher, betitelt „Der religiöse Kaufmann“, „Der religiöse Weber“ und andere. Salomon sagt: „Die Whigs hörten auf, Presbyterianer zu sein, der calvinistische Feuergeist wurde vom Deismus und Moralismus gedämpft und erstickt.“ Der Whigismus blieb beim Tode Georgs I. — 1727 — als Macht zurück.

Die große Umwälzung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, deren Stichworte Industrierevolution und amerikanische und französische Revolution sind, zog England in ihren Strudel. Die erste Tatsache veränderte die englischen Lebensbedingungen, die beiden anderen vermittelten neue Ideen. Neue Klassen strebten in England empor. Das kapitalistische Unternehmertum trat in den Vordergrund. Das bedeutete einen großen Zuwachs liberalen Geistes. Die früher religiösen Motive waren langsam in parteipolitische Systeme aufgenommen worden. Man argumentierte jetzt anders: „Life, liberty and the pursuit of happiness.“

Auf wirtschaftlichem Gebiet trat Adam Smith hervor, dessen „Wealth of Nations“ 1774 erschien. Er vertrat naturrechtliche Forderungen vereint mit wirtschaftlichen. Der Begründer des modernen Utilitarismus, Jeremias Bentham, stellte Anfang des 19. Jahrhunderts die Glückseligkeitstheorie auf, d. h. die Forderung des möglichst großen Glückes für alle, bei möglichst großer Freiheit für den Einzelnen. Er schlug die Brücke zwischen dem Liberalismus und der Demokratie. Es folgten die Free Trader Cobden und Brighth, deren Vorläufer Huskisson war. In einer Rede über den Freihandel sagt Cobden: „Ich sehe in der Freihandelspolitik das, was in der moralischen Welt die gleiche Wirkung haben wird, wie das Gewicht des Schwergewichtes im Weltall: sie wird die Menschen aneinanderbringen, den Egoismus der Rasse, des Glaubens, der Sprache beseitigen und alle einigen in den Banden ewigen Friedens.“ Es war die Zeit der „Laissez-faire“, der die unausbleibliche Reaktion folgte.

Burke hatte bereits Ende des 18. Jahrhunderts das Wort der „trusteeship of nations“ unterjochten Völkern gegenüber geprägt, zwar traten diese Gedanken während der Laissez-faire-Periode zurück, doch setzten sie sich in späterer Zeit erneut durch und spielen in der heutigen englischen Kolonialpolitik die Rolle von einst.

Auf sozialen Gebieten betätigten sich Anfang des 19. Jahrhunderts Männer wie Wilberforce mit der Forderung zur Abschaffung des Sklavenhandels, Robert Owen in der Fabrikfürsorge und viele andere. Der Methodismus, dessen Begründer John Wesley war, hatte eine Neubelebung des englischen Dissenter-

tums zur Folge, das sich jetzt sozialen Aufgaben zuwandte. Dies sind in Stichworten einige wenige Männer, die dem englischen puritanischen Geiste in irgendeiner Form in verschiedenster Prägung verbunden waren und deren wirtschaftliche, philosophische und moralische Gedanken das England der damaligen Zeit erfüllten. Doch sei ausdrücklich betont, daß der Engländer allen programmatischen Bindungen abhold ist. Es handelt sich hier um die Atmosphäre.

Nennen wir als letzten — in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — den Staatsmann Gladstone, dessen Regierungsprogramm war: Reichtum, Frieden, europäisches Konzert, Vermeidung unnötiger Engagements, Gleichberechtigung aller Nationen und eine Politik, inspiriert von der Liebe zur Freiheit.

Die Darwinschen Evolutionstheorien waren ebenfalls auf das Zeitalter von größtem Einfluß. 1859 veröffentlichte Darwin "Origin of Species". Die Theorie des Überlebens des Tüchtigsten legte jede der englischen Parteien in der inneren und äußeren Politik auf ihre Weise aus. Der englische Imperialismus — 1874 einsetzend — bediente sich dieser Lehre für seine Zwecke. „Die zivilisierten Rassen können sich nur im Kampf zu Höchstleistungen entwickeln.“ (475 Quadratmeilen Land und 88 Millionen Menschen, darunter nur 2 Millionen Weiße, wurden in den letzten 30 Jahren des vorigen Jahrhunderts dem Empire angefügt!)

Lord Wolseley sagt im Soldiers Pocket Book: ... "The nations which survive are (f. Darwin) the fittest, Survival justifies itself. Success is the test of virtue." Korrespondieren diese Gedankengänge nicht mit der puritanischen Lehre, der irdische Erfolg sei entscheidend für die Bewährung?

Wir sind hier dem Wechsel der Erscheinungen gefolgt und kommen zu der Frage: wie sind diese Charakterzüge des Engländers in der jetzigen Zeit nachweisbar? Halten wir uns an englische Quellen: welches ist das Bekenntnis des heutigen Engländers?

Sir Edward Grigg D. S. O., M. C., M. P., der frühere Lord High Commissioner von Kenya veröffentlichte 1936 ein Buch: "The Faith Of An Englishman" (Macmillan, London), in dem er zu dieser Frage Stellung nimmt. Im „Observer“ vom 1. November 1936 bezeichnet Wyatt Tilby das Werk als das Bekenntnis eines typischen Engländers, „der sowohl aus Yorkshire wie aus den Ebenen East Anglias oder den feuchten Mooren Devonshires stammen könne, dem man jedoch sofort den englischen Ursprung bei jeder Begegnung auf fremdem Boden, sei es in einem Balkancaf  oder in einer sizilianischen Trattoria bei "the back of his head" ansehen könne. In diesem Bekenntnis hat Sir Edward seine Auffassungen der englischen und der europäischen Welt, wie er sie heute sieht, niedergelegt. Seines Dafürhaltens ist der Engländer in erster Linie ein Patriot, ein Mann, der an das Land seiner Geburt glaubt und der eigenen Nation Loyalität bewahrt. England verkörpert für ihn nicht nur die Heimat mit ihren häuslichen und nationalen Tugenden, es hat seiner Ansicht nach einzustehen für klares Handeln, einen aufrichtigen Völkerbund und auch für jene größere Art der Verpflichtung der Förderung der gesamten Zivilisation.

Der praktische Patriotismus ist nach Sir Edwards Auffassung unzulänglich,

es sei denn, daß er mit einem moralischen Ziel verbunden sei. Grigg führt aus: „Wir sind ein puritanisches Volk. Es fehlt uns an Tugend, wenn wir nicht die Überzeugung haben, daß der Kurs, den wir verfolgen, nicht nur weise, sondern auch recht sei. . . . Britannien ist tatsächlich nie einig in irgendeiner Sache, es sei denn, daß die Tiefen seines moralischen Bewußtseins aufgerüttelt sind. Erst wenn die berechnende Seite durch die moralische Überzeugung verstärkt wird, weiß England ganz genau, was es zu tun hat. Doch nie im anderen Falle. Wenn diese beiden Gehirnzentren sich im Widerspruch befinden, so verwirrt und empört die Schwäche unserer Zielsetzung die ganze Welt.“ In der Erwägung, daß England eine Insel ist, kommt Grigg bei der Frage, inwieweit sein Land die allgemeine Aufrüstung mitmachen solle, zu dem Ergebnis, daß bei aller Wertung des Friedens ihm selbstverständlich die Sicherheit und die Entwicklung des Commonwealth höher stehe als der Verfolg eines allgemeinen Friedenszustandes. Er führt dann weiter aus: „Wir können, glaube ich, einen neuen Krieg verhüten, wenigstens im westlichen Europa. Keine andere Macht kann das tun. Das ist das Maß unserer Aufgabe.“

Wir finden hier die verschiedensten Anklänge englischer Wesensart. Die ethische Begründung des praktischen Handelns, die unbedingt nationale Einstellung und das Gefühl einer besonderen Mission, alles Züge, die uns aus früher Gesagtem vertraut sind.

Wie gedenkt Sir Edward sein Ziel zu erreichen? Zunächst verlangt er nach tatkräftiger Führung daheim und in den Demofratien des Commonwealth. Als zweites Erfordernis verlangt er die Aufrüstung: „Unsere größte Verantwortung liegt darin, daß wir die Freiheit zu verteidigen haben und es ihr ermöglichen, zu wachsen.“ Zu diesem Zweck fordert Sir Edward vier Dinge: 1. Die Aufrechterhaltung und Stärkung der eigenen Kraft und Freiheit mit allen verfügbaren Mitteln und unter Förderung aller dafür erforderlichen Voraussetzungen. 2. Den self governing members des Commonwealth den gleichen Beistand für diesen Zweck zu gewähren. 3. Den Schutz der Kolonien, solange sie sich noch in unentwickeltem Zustande befinden (s. Gedanken des trusteeship), und diesen Kolonien durch geduldige und geschickte Staatskunst beizustehen auch im Innern ihres Landes die Freiheit zu errichten. 4. Dies gesamte große System zusammenzuschweißen durch dauernde Hingabe an demokratische Ideale, um den Beweis zu erbringen, daß Nationen und Massen zusammenarbeiten können in einem aufrichtigen Treuverhältnis zu einem gemeinsamen Ziel, auf daß die Freiheit, die sich so häufig als zersekende Säure auswirke, in einen bindenden Zement verwandelt werde. Für Grigg bedeuten Frieden und Freiheit wesentliche Bestandteile der Zivilisation. Doch betrachtet er den Frieden nicht als Selbstzweck, sondern nur als Mittel, den Weg zu größerer Lebensfülle zu beschreiten, die einst den Nachkommen, verschönt durch eine Zukunft voller Entdeckungen und Erfindungen, beschieden sein solle. Den Gedanken der Freiheit verfolgt er auf ähnlichem Wege. Er erhofft sie durch konkrete soziale Reformen und den Willen, für die Freiheit bis zum Tode zu kämpfen und sich ihr gedanklich voll hinzugeben.

Haben wir denn aufgehört, an unsere Mission zu glauben, ohne aufzuhören,

uns selbst zu bewundern — "in this milder and mealier age?" Nein, nicht wir haben den Glauben an uns verloren, sondern unsere Nachbarn, die annehmen, daß wir unser Empire möglichst billig behaupten wollen, und daß wir den Völkerbund benutzen, um einen Teil der Versicherungsprämie zu zahlen. Vielleicht taten wir das auch, doch die Berechnung war unbewußt, in uns lebte tatsächlich eine ehrliche Hoffnung, daß der große Krieg den Krieg beendet habe und daß in Zukunft die Nationen in Begriffen der Wohlfahrt und der Zusammenarbeit denken würden und nicht in denen der Macht und des Wettbewerbs. Das klingt heute völlig absurd, es war ein Traum, wenn auch kein unedler, und das Erwachen war bitter. Der Völkerbund, auf den man hoffte, war nicht stärker als sein stärkstes Mitglied, und der Glaube, daß die Wirtschaft die Politik bestimme, ist dahin und erwies sich wieder als das, was er ist "a pestilent and persistent heresy". Die eigene Lektion wurde erst sehr spät gelernt. Die Welt lehnt den 1919 gebildeten Völkerbund als Kriegs- und Friedensinstrument ab, und sowohl der Völkerbundsvertrag wie seine Sakungen müssen drastisch revidiert werden, wenn die Organisation überhaupt lebensfähig bleiben soll als Instrument von wissenschaftlichem und sozialem Nutzen.

Wyatt Tilby fährt im „Observer“ fort, daß die Welt inzwischen zu den waffenstarrenden Tagen von einst zurückgekehrt und England aus Gründen der Selbstverteidigung gezwungen sei, zu folgen. Heer und Marine müßten neu aufgebaut werden, sowie eine Luftmacht, der derjenigen keiner anderen Nation nachstehe. Doch bliebe das obige Bekenntnis eines Engländers bestehen, wie auch der Patriotismus, der an die Freiheit der Nation und des Commonwealth glaube und um so fester zu diesen Prinzipien stünde, je mehr die andere Welt sie verleugne. Selten sei diesem englischen Empfinden ein edlerer Ausdruck gegeben worden als in dem Buche von Grigg.

Uns Deutschen geben die vorstehenden Ausführungen einen wertvollen Einblick in die Psyche des Engländers und in die ewig wiederkehrenden Linien im englischen Volkscharakter.

Im Jahre 1936 veröffentlichte Harold Nicolson eine kleine Broschüre "Politics In The Train" (Constable & Co., London). Er ist zur Zeit Mitglied der "National Labour Party", einer noch kleinen Organisation, die jedoch möglicherweise in absehbarer Zeit an Bedeutung gewinnen könnte.

Uns interessiert hier aus dem Inhalt der in unterhaltendem Tone geschriebenen Broschüre das für die englische Mentalität Charakteristische. Nicolson führt zunächst allgemein aus, daß das, was f. E. die Politik als solche bestimme, die nüchternen, konkreten Tatsachen an sich seien für den jeweiligen Einzelfall, hauptsächlich der Erkenntnis des scharfen Unterschiedes, der zwischen dem Wünschenswerten und dem Durchführbaren existiere. Er bezeichnet als seinen Gegner "the person of the inelastic mind".

Nicolson entwickelt als das „Programm“ für "National Labour": „Unser erstes Prinzip ist, daß wir uns vergegenwärtigen, daß wir es mit Großbritannien und dem britischen Volk zu tun haben, nicht aber mit Rußland, Italien, Frankreich oder Deutschland. Wir haben es mit unserem eigenen Volk zu tun, das einen

sehr merkwürdigen, aber ungeheuer beständigen nationalen Charakter besitzt. Nun wünschen wir nicht, diesen Charakter — den wir lieben und bewundern — in uns fremde ausländische Formen umzugießen; wir wünschen ihn als Grundlage und Korrektiv für unsere gesamte Politik zu benutzen. . . . Das britische Volk ist gutmütig, vernünftig, billig denkend, voll Humor und — mit Ausnahme in der Gegend nördlich des Tweed — ungeheuer faul. Argwohn, Groll und Haß liegen ihm nicht; es besitzt einen herrlichen Stolz; es hat eine instinktive politische Urteilsfähigkeit ererbt, es ist nicht im geringsten leichtgläubig; es hat eine Abneigung gegen logische Systeme und langfristige Programme, und es ist allen Übertreibungen abhold.

Aus diesen Eigenschaften können wir gewisse Prinzipien für uns ableiten. Eine fortschrittliche nationale Politik, wenn sie im Einklang mit unserem Volkscharakter geführt werden soll, muß sein: vernünftig, nicht herausfordernd, konstruktiv, offen, unlogisch, experimentell, allmählich sich anpassend, mit alledem aber klar und mutig.

Das britische Publikum will weder eingeschüchtert noch gehetzt werden, nur unter größter Anstrengung vermag es mehr als einen neuen Gedanken die Woche zu verdauen; andererseits liebt es das Gefühl "that the Government is getting on with the job"; es zieht eine entschlossene Regierung derjenigen vor, die salbungsvoll nach Popularität hascht; und es ist sehr bereit, sein Vertrauen zu gewähren, solange dieses Vertrauen nicht mißbraucht wird. Der erste Grundsatz einer nationalen Regierung hat daher zu sein, daß sie vor allem britisch und nicht ausländisch gesonnen sein muß. Welches wären nun die zwei hauptsächlichsten Leitgedanken, nach denen eine solche Politik sich zu orientieren hätte? Der erste ist: Internationaler Wiederaufbau, der zweite: Außerer Friede."

So finden wir auch hier die verbindenden Glieder zu Griggs Äußerungen.

Der alte englische Liberalismus starb an der Jahrhundertwende. Ein neues Volk ist im Werden. Die Spaltung der Regierung in eine Rechte und in eine Linke ist in den verschiedensten Schattierungen überbrückt. Eins aber ist bestehen geblieben in einer Zeit der fortschreitenden Technisierung und Industrialisierung, in der der Druck der Massen sich stets verstärkt. Die Verschmelzung des Ganzen zu einer Einheit geschieht durch das englische Nationalgefühl. "Decidedly British", das ist der Leitgedanke im Empfinden des Einzelnen wie in der inneren und äußeren Politik. Dafür bleibt es gleichgültig, ob gerade die Rechte oder die Linke am Ruder ist, nur das Kolorit wechselt.

Daß die Linie "should above everything be British and not foreign" ist der rote Faden, der durch die englische Geschichte läuft, es ist der hervorstechendste Zug im „ewigen Gesicht des Engländer“, einerlei, ob die Gedankengänge, die zum Ausdruck kommen, nun religiös, moralisch oder philosophisch begründet sind.

Bei dieser stets mit nüchternstem Tatsachensinn verfolgten Richtung ist es der Mentalität des Engländer möglich, sowohl zu einem Paktieren mit den „faschistischen Staaten“ zu kommen, wie auch, im anderen Falle, sich in weitgehendem Maße einem sowjetistischen Rußland zu nähern. Das Entscheidende sind: die Lebensnotwendigkeiten, der Vorteil und das Gedeihen des eigenen Landes.

Adam Heinrich Müller

(1779–1829)

Der wahre Staatsmann darf nicht allein die zufälligen Zwecke der Gegenwart im Auge haben. Das Leben in einem Staate muß sich als eine unsichtbare Einheit zwischen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft darstellen. In jeder gegenwärtigen Handlung eines Politikers müssen sich auch Vergangenheit und Zukunft eines Volkes die Hände reichen. Es dürfen daher auch nicht nur die ruhenden Erscheinungen, sondern es müssen daneben Wechsel und Wandel der menschlichen Dinge studiert werden: vielleicht fände sich, daß, wie jeder Vers seinen eigentlichen Takt, so auch jede Nation ihre eigentümliche Bewegung habe, welche vor allen Dingen der Staatsmann, als Kapellmeister, doch auch jeder einzelne Bürger feinstens empfinden und in welche er, der Natur seines Instrumentes gemäß, eingreifen müsse.

★

In dem steifen Verharren auf dem Buchstaben gewisser Begriffe und Grundsätze liegt das Geheimnis der Treue und der Festigkeit nicht; wie sich ja überhaupt der erhabene Sinn weder des menschlichen noch des politischen Lebens nicht in Worten und Buchstaben abfassen läßt. Nur in der Bewegung kann sich Ruhe und die Treue zeigen; nur in der Beweglichkeit die Festigkeit des Herzens: denn ein Herz ist auf andre Weise ruhig als ein Stein.

★

So wie jedes Geschöpf der Natur in der Mitte der Natur zu stehen meint; wie jede Kreatur, wenn sie die Wahrheit gestehen will, sich einbildet, die ganze Welt bewege sich um sie her; wie keine Seele außer der Natur oder auf ihrer untersten Stufe zu stehen glaubt; wie kein Wurm schlecht von sich denkt: so steht jeder Mensch in der Mitte des bürgerlichen Lebens, von allen Seiten in den Staat verflochten, da; und so wenig er aus sich selbst heraustreten kann, ebenso wenig aus dem Staate.

So wie ferner niemand, wenn er sich nicht ziert und den Propheten oder den Tacitus spielen will, im Grunde des Herzens von seiner Zeit schlecht denkt und am Anfang oder am Ende der Welt, an ihrem Morgen oder ihrem Abend, sondern, wie jeder andre, in der Mitte der Zeit und am Mittage der Welt zu leben glaubt: ebenso steht jeder Staatsbürger mitten in der Lebenszeit des Staates und hat h i n t e r sich eine Vergangenheit, die respektiert, v o r sich eine ebenso große Zukunft, für die gesorgt werden soll; aus diesem Zeitzusammenhange kann niemand heraustreten, ohne sich selbst zu widersprechen. Wir alle klagen mitunter über die schlechte Zeit, sehnen uns in unglücklichen Augenblicken wohl gar nach

andern vergangenen oder kommenden Zeiten hin und möchten unsre eignen Ahnherren oder unsre eignen Enkel sein; doch der Widerspruch hierin ist offenbar und bleibt ewig.

Endlich ist der Staat nicht eine bloß künstliche Veranstaltung, nicht eine von den tausend Erfindungen zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens, sondern er ist das Ganze dieses bürgerlichen Lebens selbst, notwendig, sobald es nur Menschen gibt, unvermeidlich — in der Natur des Menschen begründet, würde ich sagen, wenn nicht, aus allen richtigen Gesichtspunkten betrachtet, menschliche Existenz und bürgerliche eins und dasselbe wären, und wenn ich also mit jenen Worten nicht etwas sehr Überflüssiges sagen würde.



Nicht jeder Bürger, nicht jeder Beamte im Staate kann das Ganze repräsentieren; deshalb müssen die Staatsgeschäfte durch strenge Schranken voneinander abgesondert sein, damit jeder für sein besondres Ressort sich genügend ausbilden könne. — Ferner besteht ja eben darin die besondere Wohlthat bestimmter und unabänderlicher Gesetzgebung, daß jedes kommende Geschlecht sich und sein Handeln nach ihr einrichten, die nötigen Kautelen gebrauchen und überhaupt sich stellen könne, daß sein ganzes Betragen gesetzlich erfunden werden müsse.



So liegt in dem stolzen Gefühl eigener Freiheit, wofern es nur konsequent ist und sich wahrhaft zu behaupten strebt, zugleich eine tiefe Demut, eine liebevolle Hingebung an das Ganze, eine Gerechtigkeit, sowohl gegen die auf die Fülle ihrer Kraft und auf die Gewalt des Augenblickes pochende Gegenwart, als gegen die abwesende Generation. Der wahre Ruf der Freiheit muß die Toten erwecken, und die künftigen Geschlechter müssen sich, wenn er erschallt, in ihren dunkelsten Keimen regen. — Dies war ein Ton, den die würdigen Alten kannten: sie empfanden tief, daß mit dieser Freiheit alles von der Erde entweiche, Gerechtigkeit, Gesetz, Kraft, Reichthum und Lebensmut. Die Idee der Freiheit, das ist der kriegerische Geist, der den Staat bis in seine letzten Nerven durchdringt, das ist das Eisen, welches in jedem seiner Blutstropfen fließen soll; dadurch, daß jeder Einzelne durch und durch seine Eigenheit verteidigt und bewaffnet, lernt er die wahren lebendigen wachsenden Schranken kennen, die seiner Wirksamkeit angewiesen sind, und jenseits dieser Schranken den ebenso freien streitlustigen gewaffneten Nachbar achten, lieben und ihm vertrauen. Der Staat ist Tempel der Gerechtigkeit und eine Burg zugleich: templum in modum arcis.



Demgegenüber ist das Streben nach einer Universalmonarchie, gewissermaßen nach einem politischen Monopol, zu verurtheilen. Die wahre Freiheit Europas zeigt sich in der organischen Entwicklung aller seiner Nationen. Was Europa geworden ist, das hat es dadurch werden können, daß sich die großen nationalen

Staaten nebeneinander entwickelt haben, daß über ihnen die christliche Religion herrschte. In dem wahren stolzen Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit liegt zugleich, wie ich gleichfalls gezeigt, Demut und Hingebung gegen die Freiheit der Übrigen, Strenge und Milde: so ist alle Gemeinschaft vor der Idee des Rechtes zugleich eine religiöse Gemeinschaft; sie verlangt Aufopferung, Weggeben des Sichtbaren für das Unsichtbare. Was kann also den großen Umgang der kolossalen Menschen, die ich als Glieder oder Teilnehmer der erhabenen Gemeinschaft der Fünf-Reiche dargestellt habe, besser regulieren als der Glaube, das unsichtbare und doch so mächtige, so bewegliche Gesetz der Religion, unter deren Schutz und in deren immerwährendem, innigem, tätigem Anschauen die Fünf-Reiche groß geworden sind! Hier sind Freiheit, Gesetz, Ehrfurcht vor den Abwesenden; alle Elemente der wahren Weltherrschaft sind hier beisammen. Vor ihr schließen sich die freie Behauptung der eignen Nationalität und die innigste Gemeinschaft unter den Staaten nicht gegenseitig aus.

Ich habe im Laufe dieser Vorlesungen hinreichend erwiesen, daß der Staat nichts anderes sein kann als die Garantie der vollständigen Freiheit durch die vollständige Freiheit, der Persönlichkeit, des Lebens durch das Leben; ferner daß eine äußere Macht, wie die präsumierte Zwangsgewalt unsrer Staaten, 1. nur bindet, anstatt zu verbinden, 2. nur bindet, insofern sie nicht selbst wieder durch eine höhere Zwangsgewalt bezwungen wird.

Aus Adam Müller „*Vom Geiste der Gemeinschaft*“ (Leipzig, Alfred Kröner).

Sprechstunden mit dem Chaos

Kleine Ernte aus einem Buch

„Wer sagt uns denn,
ob du zum Sein entsandt bist? Ob du je das Brot
der irdischen Felder essen wirst? Ach, unser Stern
ist voll Gefahr. Doch wissen wir: durch unser Sein
und unser Nicht-Sein kreist ein Unerkennbares.
Wir nennen's Liebe. Liebe beten wir dir zu.“

Hans Carossa,
„An das Ungeborene.“

Der letzte Sinn des menschlichen Lebens ist reif werden, um reif zu sein. Aber der Weg dahin ist von Gefahren umwittert und das Ziel nur erreichbar nach Ableistung von Arbeiten an sich selbst, die an Schwere den dem Herakles auferlegten, ehe er zu den Göttern eingehen durfte, nicht nachstehen.

Wer aus der Gnade lebt, der besitzt die Sicherheit des Lebens und des Seins und braucht nicht zu fragen, warum sein Leben so und nicht anders abläuft, und nicht nach seinen Voraussetzungen. Ihm wird auch die alltäglichste Verrichtung der Lebensfunktionen, der Lebensbewegung zur Selbstverständlichkeit und trotzdem zu einer Kraftquelle sich immer erneuernden Glückes.

Aber nur wenigen ist es gegeben, in dieser Form einer gleichsam höheren Vegetation bis ans Ende der Tage zu verharren, und solchen Menschen ist kaum als unabdingbares Ziel auferlegt, reif zu werden. Der zur Reife Bestimmte muß das Fegefeuer des Zweifels kämpfend durchschreiten.



Wenn in Zeiten seelischer Erschütterung plötzlich dem Menschen bewußt wird, auf wie fragwürdigem Grunde die Sicherheit des menschlichen Seins gebaut ist und wie außerordentlich gebrechlich und dünn nur die Wände sind, die ein unfriedetes Sein von dem Reiche der Dämonen trennen, dann ist solche Erkenntnis oft der Beginn des Weges zum Untergang, aber öfter die Pforte zum Eingang in ein höheres und reiferes Leben. In der tiefen Erschütterung über den Verrat eines geliebten Menschen, in der Verzweiflung über eigene und fremde Unzulänglichkeiten gegenüber den wirklichen Aufgaben des Lebens in Stunden der Entscheidung fallen die sehr dünnen Wände, die auch den Gesunden vom Wahn trennen. Alles beginnt zu wanken, die Voraussetzungen unserer Existenz sind ebenso wenig mehr gültig wie die sittlichen Grundsätze, nach denen wir unser Handeln auszurichten pflegten, und selbst die einfachsten Verrichtungen werden zu schwer lösbaren Problemen, wie bei dem Tausendfuß in der Fabel, den eine boshafte Kreatur

fragte, mit welchem seiner tausend Bewegungsglieder er anträte, und der über dem Nachgrübeln die Sicherheit seines Instinkts verlor und zur ewigen Bewegungslosigkeit verdammt wurde. Auch den sichersten Menschen ungeistern ständig die Dämonen, die die Selbstverständlichkeit seines Seins und seines Handelns, ja alle Grundsätze und Gesetze, nach denen er bewußt und unbewußt lebt, gefährden und fragwürdig machen. Denn wie in einzelnen Volksstämmen, so den Bayern im Innviertel und manchen Ostpreußen, trotz der Jahrhunderte alten Gewöhnung an christliche Gesittung Heidnisches lebt, das keine Verbindung mit dem gewöhnlichen Dasein einging und elementar einbrechen kann in die Scheinwirklichkeit des normalen Lebens, so trägt auch jeder andere Mensch — und der Höchststehende wohl in besonderer Gefährdung — einen Keim vom Chaos in sich, der vielleicht seine stärkste Bindung an das Leben überhaupt bedeutet, weil der Mensch nun eben nach den Gesetzen, nach denen er angetreten, dem Chaos stärker verhaftet ist als dem Göttlichen.

Hier hilft nur das Bewußt- und Innwerden der Gefährdung und der strenge Versuch, diesem Tatbestand des Chaotischen in den Kosmos des eigenen Lebens einzubeziehen. Freilich ist diese Aufgabe schwer zu lösen. Denn so leicht es ist, Wahnsinn vorzutäuschen wie Hamlet, um die Feinde auf eine falsche Spur zu locken und etwas Wichtiges in sich zu verbergen, so schwer ist es, sich vernünftig zu stellen, wenn es innen trübt und geistert. Für den Menschen, der in die Ordnung eines reiferen Seins eingehen will, ist es unausweichliche Forderung, auch in dieser Provinz des eigenen Lebens in etwas auf Ordnung zu halten und die Zwiesprache mit den Dämonen auf einsame Stunden zu beschränken, die durchzustehen freilich sehr angreifend ist, deren Überwindung aber für die übrige Zeit größere Freiheit schafft. Wir sind nicht unumschränkte Herren in der Provinz unserer Seele, in der das Herz befiehlt, noch in der dunklen Provinz, in der zu geistern Gott den Dämonen nicht versagte. Aber wir wissen auch, daß man dort am reichsten ist, wo man am gefährdetsten ist.



Schon im Kinde kündigt sich das Chaos an. Wenn es auch noch so stark das Unwiederholbare gewisser Stunden spürt und darum den gegenwärtigen Zustand mit heißem Flehen als ein wenig Dauerndes festhalten möchte, so ist daneben trotzdem der Reiz unwiderstehlich, in einen ruhenden Teich Steine hineinzuwurfen und durch Unruheftigen selber den Gang des Daseins in eine andere und stärkere Bewegung zu bringen.

In Stunden der Schwäche tritt immer wieder die Versuchung auf, dem schwierigen Spiel des Lebens mit seinen Entscheidungen sich durch Flucht oder Tod zu entziehen. Wen aber der Hauch des kommenden Endes seiner Jahre angeweht hat, der weiß, wieviel er seinen Dämonen schuldet, er erkennt sie an und verbannt sie nicht von seinem Tische. Aber er sucht aus ihrem Machtbereich heraus den Weg ins göttlich Freie. Er weiß, daß hinter ihm große Mächte stehen, daß verschiedene Seelen zu einem Sternbild zusammentreten können, wenn es gelingt, eine Mitte zu finden, die sie im Einklang hält. Aber um auf die Stufe der Reise

zu gelangen, darf er sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Erfüllung dieser Aufgabe die Lösung vom eigenen Glücke bedeutet und daß nur der Selbstüberwinder ohne Pose, der sein persönliches Glücksverlangen beiseitestellt, einen höheren Bestand erhalten kann.

★

Er wird auch nicht die ewige Gefährtin des Menschen, die Schuld an sich und anderen, verleugnen, weil er weiß, daß sie ihn eines Tages in schrecklichster Form einholen wird, wenn er ihr auszuweichen versucht auf der feinen Linie, wo zwei Geseze aneinandertreffen. Nur die Sorge, die die Schuld in uns einsenkt, führt zu neuer Erleuchtung und neuer Würde. In täglicher Gewissensforschung gilt es, sich Rechenschaft abzulegen und sich den Dämonen zu stellen, ohne sich ihnen zu unterwerfen. Der Prozeß des Reisens kann sich nicht vollenden ohne den dunklen Grund von Zersetzung und Gärung des Chaos in uns. Mit Angst und Feigheit und aus diesen sich ergebender Flucht ist nichts getan.

Und hier hilft das Leben schlechtthin nicht. Denn es belehrt uns nicht, sondern läßt uns einfach wachsen und lockt uns, weil es sich erneuern will und muß, von Gefühl zu Gefühl und immer wieder in neue Tiefen, in die wir nur mit höchster eigener Gefährdung eintauchen können. Die Rechenschaftsablage, wie man zu manchen Handlungen seines Lebens kommt, offenbart dem Sucher mit Ernst, daß die Strömung des inneren Lebens nicht beschrieben werden kann. Der Einsichtsvolle bescheidet sich am Ende und macht's wie der Landschaftsmaler, der eben doch sein Bestes tut, wenn er von einem Fluß die Oberfläche mit Ufer und gespiegelmtem Himmel zur Anschauung bringt, ohne die Geschöpfe der Wassertiefe auf der Leinwand erscheinen zu lassen.

Er weiß, daß er in seinem Unbewußten den Gottheiten der Ilias gleicht: sie gaben ihre geliebtesten Schützlinge preis, wenn diesen das über Sterblichen und Göttern waltende Verhängnis nahte und daß auch unsere Irrtümer aus irgendeinem tiefem Wissen hervorgehen und es deshalb lohnt, auch über sie nachzudenken.

★

Das Verhältnis zu den andern Menschen ändert sich grundlegend für den Reisenden, denn man wird geneigt, die Wehrlosigkeit der höchsten Seelenfülle, die einen auch über Tadelnswertes an anderen ruhig hinwegleiten läßt, nicht mehr als Schwäche anzusehen, sondern als den Inbegriff aller Weisheit.

Man fühlt, daß es den Menschen überhaupt nicht bestimmt ist, die Dinge unmittelbar zu erkennen, und man möchte den Gläubigen folgen, die nur durch das kristallene Herz eines Erlösers hindurch den Blick auf sie richten.

Man verliert den zehrenden Trieb, alles und einzig zu sein, alles auf sich zu beziehen, diesen Trübsinn, durch den uns jede Gunst eines liebenden Menschen wertlos wird, sobald wir sie mit einem Dritten teilen müssen. Man wird nicht mehr die Armseligkeit begehen, auf dem Vertrauen eines anderen listig dahinzugleiten wie auf Eis, immer weiter hinaus, immer spähend, ob es wohl halten wird. Er wird den andern in Haß und Liebe völlig ernst nehmen, da er weiß, daß nur dort echte Lebensformen blühen, nur dort Schmerz und Freude wahr

sind, wo der Mensch den Menschen ernst nimmt. Denn nur Liebe und Haß ziehen aus dem Menschen die Konsequenzen. Man bleibt nicht Zuschauer, sondern wird Mitleidender; Mitsfreudiger, Mitschuldiger: also eigentlich Lebender.

★

Das Gefühl für die Würde des Menschengeschlechts wird so stark, daß es auch den Feind achtet. Man kann nicht mit den eigenen Gegnern verfahren wie mit einer Masse antlikloser Larven, ohne selbst larvenhaft zu werden. Man weiß, daß, wie im Verkehr zwischen den einzelnen Menschen, so auch im Verkehr zwischen den Völkern die unausgesprochenen Worte oft mehr entzweien als die bittersten, die man einander sagt, und weiß, daß zur Aussage der ungesprochenen Worte man niemand nötigen soll, weil das Wunder nur geschehen kann, wenn sie unverhofft und frei kommen.

★

Auch die Not und Sorge im Verhältnis zur Jugend lindern sich. Man hofft, daß die Jugend sich aus dem Krampf ihrer Jahre und der ihr von außen gestellten Aufgabe lösen wird nach den Gesetzen des Wachstums, die sich denn doch auf die Länge nicht unterdrücken lassen. Die Jugend wird einmal wieder das richtige Verhältnis zu den Eltern gewinnen, wenn anders sie eine Jugend ist, die das Schicksal einmal zum letzten Einsatz aufrufen wird, wenn sie ihre Verpflichtung zum Geiste nicht endgültig auf sagt.

Einst wird der Tag kommen, wo sie gemeinsam mit der geistigeweiheten Jugend aller Völker, frei von Verführungen, Scheinfeinde zu bekämpfen, sich nur noch gegen e i n e n Feind wendet: den alten Dämon der Schwere, der zur Lüge rät. Ein ewiger Aufbruch ist kein Marsch nach einem Ziel, und jeder noch so frische Ansturm muß im Leeren enden, wenn er am Traum der Abgeschiedenen vorüberliefe. „Wo es gilt, Fäden wieder aufzunehmen, die den Händen ermüdeten Väter entfielen, wo es auf lange Bemühungen ankommt, wo demütige Tagwerke um ein fest Begründetes kreisen, wo die Geltung der Urgesetze bedroht ist, da gibt es Pflicht und Einsatz genug, da ist jedem sein eigenster Weg in die Unendlichkeiten des Lebens bereit.“ Die Jugend ist nach Hofmannsthal so stark, als sie sich ahnt, und zugleich so zart und schwach, als sie sich gebärdet. Ändern kann man im Grunde keinen Menschen, weil das Knochengerüst des Charakters nicht zu brechen ist — ebensowenig wie man „ein Schaf das Apportieren lehren“ kann.

Für die Jugend der Welt kommen neue Aufgaben, denen sie ganz anders gerüstet gegenüber treten muß, als wie man sie jetzt vorbereitet. Es ist denkbar, daß eine einzige technische Erfindung dem technischen Besitz von heute und seiner Aufgabenstellung an den Menschen allen Wert nehmen würde. Dann würden die großen technischen Errungenschaften unserer Tage in irgendeiner Sammlung merkwürdiger Dinge verrosten, belächelt wie jetzt von der Jugend Ritterrüstungen.

Eine solche Jugend wird wissen, daß der Triumphtag ein Gefahrtag ist, weil „wenn jeder pflückt vom Lorbeer und sich selbst bekränzt, wird uns der Hört am ehesten aus der Hand gespielt“. Sie wird nicht den Mann, den alle schlagen,

schlagen, sondern die Hände frei halten für künftiges Tun. Sie wird erkennen, daß reif werden heißt: aus falsch gemischtem Leben in ein reineres zu gehen. Sie wird wissen, daß niemand den Reifen mehr verstören und auch der Mächtigste ihn nicht erniedrigen kann.

★

„Mag dies alles übersteigert klingen; aber gerade was niemand gleich einsieht, ist meistens das Wahre.“

Diese Gedanken sind ein kleiner, hastig in Scheuern gebrachter Teil des Ertrages, den Hans Carossa in seinem neuen Buche „G e h e i m n i s s e d e s r e i f e n L e b e n s“ (Leipzig, Inselverlag) in verschwenderischer Fülle an den, der zu empfangen bereit ist, verschenkt.

In dem Buche steht der Satz: „Wer glaubt noch an Geschriebenes? Wer wird noch wiedergeboren durch ein heiliges Buch? Vielleicht, in seltenen Fällen, ein sehr junger oder ein sehr alter Mensch; aber die meisten fürchten den befreienden Geist.“ Hans Carossa soll wissen, daß sein neues Buch für junge und alte Menschen — wie sein anderes Werk — solche Wiedergeburt verrichten kann und verrichtet.

Die Legende von Florian Geyer

Solange es eine wissenschaftliche Erforschung der Vergangenheit gibt, hat sie mit „Legenden“, irrigen Anschauungen über Personen, Zustände und Ereignisse, die in die allgemeinen Vorstellungen eingedrungen sind, zu kämpfen. Thukydides beginnt sein klassisches Werk mit einer Polemik gegen die Leichtgläubigkeit der Menschen, die zu sorglos in der Suche nach der Wahrheit seien und sich gern mit Fabeln abspeisen ließen, und nach Leopold Ranke „kann nur kritisch erforschte Geschichte als Geschichte gelten“.

Von grundverschiedenem Charakter können solche Verdunkelungen des wirklichen Tatbestandes sein. Bald sind es Übertreibungen und Mißverständnisse, wie sie sich von selbst bei mündlicher Überlieferung ergeben, bald sind es naive oder bewusste Entstellungen aus Liebe oder Haß, bald werden auch Vorgänge erfunden, um einen alten Brauch oder irgendeine auffallende Erscheinung zu erklären. Im alten Rom galten die Stadtmauern als heilig und unverleßlich: die Sage von der Tötung des Remus durch Romulus, weil er höhrend die Mauern übersprungen hatte, sollte diese Idee veranschaulichen und erklären. Wie der Ursprung der Legenden, ist auch ihre Entstehungszeit verschieden: bald werden sie unmittelbar nach den Ereignissen geboren, bald tauchen sie erst Jahre oder Jahrhunderte nachher auf. So erzählte man sich schon am Abend der Schlacht von Belle-Alliance unter den preussischen Truppen, Napoleon sei den verfolgenden Husaren nur mit knapper Not entkommen, er sei in seiner Kutsche überfallen worden und habe sich mit Pistole und Degen verteidigen müssen, um sich zu retten. In Wirklichkeit hatte der geschlagene Kaiser die ganze Flucht zu Pferde gemacht und war nie in Berührung mit den Verfolgern gekommen. Aber die Tatsache, daß Napoleons Wagen mit Karten und anderem persönlichen Eigentum des Kaisers erbeutet worden war, erregte die Phantasie, und selbst ein Mann wie Gneisenau schenkte den Gerüchten zuerst Glauben. Die Erzählung von dem heldenmütigen Schweizer Arnold von Winkelried dagegen, der bei Sempach (1386) in die Phalanx der österreichischen Ritter einbrach, ist erst anderthalb Jahrhunderte später geschaffen worden. Die deutschen Landsknechte feierten nach der Schlacht bei Bicocca (1522), ihrem ersten großen Siege über die Schweizer, ihre traditionellen Gegner, in Heldenliedern ihren gewaltigen Führer Frundsberg; die Schweizer priesen in Antworten hierauf ihren Hauptmann Arnold von Winkelried, der in dieser Schlacht beim Versuche, in den dichten Spießhaufen der Landsknechte einzudringen, den Heldentod gefunden hatte. Bald verband die Volkspantasie den Tod Winkelrieds nicht mit einer Niederlage, sondern mit einem Siege; naiv versetzte sie seinen Tod in die ruhmreiche Schlacht von Sempach und machte aus den Landsknechten österreichische Ritter, unbekümmert darum, daß diese nie einen Spießhaufen wie die Landsknechte gebildet hatten. Sogar Geschütze und spanische

Musketenerschüssen, die bei Bicocca die Landsknechte unterstützt hatten, läßt die Sage bei Sempach auftreten und von dem Nationalhelden überwunden werden. Sachliche Möglichkeiten und Unmöglichkeiten kümmern die Volksphtasie nicht, sobald es sich um die Verherrlichung einer Idee oder Persönlichkeit handelt. Eine solche Legende kann von großer suggestiver Kraft sein: Gelehrte wie Ungelehrte haben an Arnold von Winkelried bei Sempach geglaubt, erst die Kritik des 19. Jahrhunderts hat den wahren Winkelried erkannt.

Die Auflösung einer solchen Legende ist keineswegs bloß negativ und unfruchtbar, sie kann vielmehr zu den schönsten und erhebenssten historischen Erkenntnissen führen, sofern ihr ein wahrer Kern zugrunde liegt. So hat das Studium der Winkelriedsage nicht etwa den Ruhmeskranz einer verehrungswürdigen Persönlichkeit entblättert, sie hat den Helden in den wahren Zusammenhang gerückt und ist damit zugleich ihm und allem, was in der Legende auftritt, Personen wie Umständen, aber von der populären Überlieferung nicht genügend gewürdigt wurde, gerecht geworden. Dem Bewußtsein der Nachwelt ist die Größe und der Reichtum des geschichtlichen Lebens durch die wissenschaftliche Kritik erst vermittelt worden: das Gefühl der Pietät ist nicht geschwächt, sondern gestärkt worden.

★

Eine solche spät geschaffene Legende ist auch die von dem Bauernführer Florian Geyer, die der deutschen Öffentlichkeit durch Gerhart Hauptmanns Drama vertraut geworden ist. Ein Idealist, ergriffen von den religiösen und politischen Strömungen seiner Zeit, wirft der Angehörige eines alten Rittergeschlechts alle Standesanschauungen über Bord und schließt sich den aufständischen Bauern an, um als ihr Führer nicht nur für die bisher Unterdrückten zu fechten, sondern um das ganze Reich umzugestalten. Ein glühender Patriot wie sein Freund Hutten, will er die deutsche Zwietracht beenden und die Macht einem evangelischen Volkskaiser, einem neuen Barbarossa, in die Hand geben. Politisch wie militärisch übertragt er alle anderen Bauernführer weit, und ebenso ist seine Truppe, die „Schwarze Schar“, die er sich herangezogen hat, an Disziplin und Kampfkraft allen anderen Haufen weit überlegen. Stets gibt Herr Florian die besten Ratschläge, aber zu ihrem eignen Unheil misachten sie die Bauern in entscheidenden Augenblicken. Trotzdem hält er bis zum letzten bei ihnen aus und fällt nach Vernichtung seiner treuen Schwarzen, ermattet vom Kampfe, auf der Burg seines Schwagers einem Meuchelmörder zum Opfer. Er allein wird von den Feinden der Bauern wirklich gefürchtet: erst nach seinem Tode betrachten sie sich als Sieger und den Aufstand als beendet.

Gerhart Hauptmann hat die Gestalt des idealen Volkshelden — abgesehen von Einzelzügen — nicht geschaffen; in Romanen und Dramen war Florian Geyer seit einem halben Jahrhundert bereits mit größerem oder geringerem Talent behandelt worden. Unter den Zeitgenossen freilich wußte man, wie Max Lenz, Lemcke, Wendert und andere in kritischen Untersuchungen erwiesen haben, von einem solchen Bilde nichts. Aus den Quellenzeugnissen, den Erzählungen der Chronisten und aus Urkunden, kann man nur feststellen, daß Florian Geyer vor

dem Bauernkriege im Dienste des Schwäbischen Bundes und der fränkischen Hohenzollern zu militärischen und noch mehr zu diplomatischen Aufgaben verwendet worden ist, daß er als wohlhabender Mann mehrere Geldgeschäfte mit benachbarten Standesgenossen gemacht und rechtliche Streitigkeiten mit der Würzburger Geistlichkeit gehabt hat. Er trat bei Beginn des Bauernaufstandes zu den Insurgenten über und kam an die Spitze eines fränkischen, aus der Rotenburger Gegend stammenden Bauernhaufens, aber über seine Motive zum Übertritt erfahren wir nichts. Ausschließlich unter dem Zwang der Bauern, wie so mancher andere Adlige, kann er nicht gehandelt haben, denn er zeigt sich später stets als grimmiger Adelsfeind und hat nicht versucht, sein Geschick von dem der Bauern zu trennen. Wahrscheinlich hat er einen Vertrag mit den Bauern geschlossen, denn sein Schloß Giebelstadt ist von den Aufständischen verschont worden, während alle anderen in der Nachbarschaft zerstört worden sind. Falls ihn seine Gesinnung zu den Bauern zog, so hat er zugleich seinen Vorteil zu wahren verstanden. Vielleicht war auch Feindschaft gegen einige Standesgenossen, die aus jenen Geldgeschäften entstanden sein mag, die Triebfeder seines Handelns. Daß er Geld und Geldeswert zu schätzen wußte, zeigt noch ein Vorkommnis aus dem Aufstande: er hat von seinem Rotenburger Freunde, Stephan Menzingen, ein kostbares erbeutetes Messgewand als Geschenk angenommen, obgleich dem Geber, wie er wußte, kein Besitzrecht daran zustand. Menzingen ist deshalb auch später zur Rechenschaft gezogen worden. Schärfer können wir seine Tätigkeit im Bauernkriege selbst verfolgen. Von einer schwarzen Eliteschar unter seiner Leitung wissen die Quellen nichts. Es gab zwar eine Kerntuppe, aber das waren angeworbene Landsknechte, sie standen in keiner Beziehung zu Florian. Von großen Heldentaten hören wir nichts, nirgends tritt er bei Stürmen und Schlachten hervor, wird vielmehr in wichtigen militärischen Augenblicken zu diplomatischen Verhandlungen mit der Stadt Rotenburg und dem Markgrafen von Ansbach entsendet. Offenbar wollten sich die Bauern die persönlichen Beziehungen und die diplomatische Erfahrung des Ritters zunutze machen, aber als selbständige Persönlichkeit erscheint er nicht. In der Gesandtschaft nach Rotenburg ist er zwar der Hauptwortführer der bäuerlichen Abordnung, aber er ist keinesfalls oberster Führer und durchaus abhängig von der Gemeinschaft der Hauptleute. An den letzten Kämpfen der Bauernschaft ist er nicht beteiligt, sondern weilt in Rotenburg, während seine Mannschaften von dem Truchseß von Waldburg, dem Feldherrn des Schwäbischen Bundes, aufgerieben werden; nach der Entscheidung wird er aus Rotenburg, das seinen Frieden mit den Siegern machen wollte, ausgewiesen und wird auf der Flucht bei Würzburg von Leuten seines ihm verfeindeten Schwagers Grumbach erstochen. Politisch steht er auf seiten der Radikalen und fordert Zerstörung aller adligen Schlösser, von erhabenen politischen Gedanken erzählen die Zeitgenossen nichts. In einer Rede vor dem Rotenburger Rat führt er nur die damals allgemein üblichen Wendungen im Munde, ohne individuelle Färbung, und kein Wort hört man von einer Reichsreform an Haupt und Gliedern. Ausdrücklich lehnt er sogar Bestrebungen über die nächsten bäuerlichen Aufgaben hinaus ab. Die Erzählungen der Chronisten zeigen deutlich, daß

die Zeitgenossen geringes Interesse an seiner Persönlichkeit nahmen, und in der populären Überlieferung ist es nicht anders. Nur selten wird er kurz unter vielen anderen Bauernführern erwähnt — Göß und namentlich Frundsberg sind den Volksdichtern des 16. Jahrhunderts weit interessantere Männer.

Wie erklärt sich nun, daß sich vier Jahrhunderte später ein solcher Nimbus an den Namen eines das Mittelmaß gewiß nicht übersteigenden und bis dahin fast unbekannten Ritters knüpfen konnte? Die Betrachtung der gelehrten Literatur gibt die Antwort. Sie hat auch in ausführlichen Darstellungen des Bauernkrieges bis ins 19. Jahrhundert hinein nur spärliche Notizen über ihn, oft weniger als in den Quellen steht, erst das Buch von dem Thüringer Präzeptor und Bibliothekar Ferdinand Friedrich Dohle (Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges in den schwäbisch-fränkischen Grenzlanden, Heilbronn 1830) leitet eine gewisse Wendung ein. In dieser sonst soliden Arbeit von verständigem historischen Urteil finden wir die ersten falschen Nachrichten und stehen damit an dem zunächst recht bescheidenen Anfang der Legendenbildung. Florian Geyer ist hier beteiligt bei der Einnahme von Weinsberg, allerdings nicht bei der Ermordung des Grafen von Helfenstein, der Tat, die von dieser Episode der Mit- und Nachwelt vornehmlich im Gedächtnis geblieben ist. „Als die erste Wut der Bauern gesättigt war“, erzählt Dohle, „hielten ihre Hauptleute und Räte eine Versammlung, in welcher Florian Geyer, der Frankenbauernhauptmann, sagte, man solle alle Schlösser ausbrennen, und ein Edelmann sollte nicht mehr als eine Tür haben wie ein Bauer.“ Keine Quelle weiß etwas von dieser Szene, und es läßt sich erweisen, daß Florian zu dem angegebenen Zeitpunkt (16. April 1525) nicht in Weinsberg, sondern in Tauberbischofsheim stand. Wie Dohle zu seinem Irrtum gekommen ist, läßt sich nur vermuten. Tatsächlich hat Florian Geyer kurz darauf in Würzburg und Rothenburg derartige Reden geführt: es ist wohl anzunehmen, daß Dohle diese Städte mit Weinsberg verwechselt hat. Aber mag sein Irrtum auch anders zu erklären sein: die Absicht, Florian Geyer zu verherrlichen, ist damit nicht verbunden. Denn er hegt keine Vorliebe für ihn, tadelt ihn vielmehr später scharf, daß er in einem entscheidenden Augenblick einen schlechten Beschluß durchgesetzt habe. Als die verschiedenen Haufen aus Franken, vom Neckar und Odenwald sich bei Würzburg vereinigten (Anfang Mai), standen sie vor der Frage, ob sie das feste bischöfliche Schloß, den Frauenberg, belagern oder sich mit der Besatzung, die die bauerlichen Grundforderungen annehmen wollte, vertragen sollten. Ein Vergleich hätte den Bauern die Möglichkeit gegeben, den Aufständischen im Südwesten und in Thüringen Hilfe zu schicken, ehe sie von ihren Gegnern niedergeworfen waren; legte man sich mit der Hauptmasse der Bauern bei der Belagerung fest, war zu erwarten, daß die andern Bauernschaften einzeln besiegt wurden und die Sieger mit gesammelter Macht auf Würzburg rückten. Göß von Berlichingen, Hipler und andere waren für den Vergleich, „allein Florian Geyers Übermut“ gewann im Bunde mit der Feindschaft der Würzburger Bürger gegen das Schloß die Oberhand. In kurzfristiger Überschätzung der bauerlichen Macht sagte Florian, die Fürsten fänden im eignen Lande so viel zu schaffen, daß sie sich nicht vereinigen könnten. So wurde das

friedliche Abkommen verworfen und die Erstürmung der Feste beschlossen, die sich bald als unmöglich herausstellte und furchtbare Verluste verursachte.

Während diese Szene unanfechtbar bezeugt ist, hat sich Dörsle an einer anderen Stelle durch eine Quelle zu einem zweiten Irrtum verleiten lassen. Er entnahm einer zeitgenössischen Biographie des Truchsesses die Notiz, Florian Geyer sei dem auf Würzburg marschierenden Heere des Schwäbischen Bundes mit mehreren Tausend Bauern nach Ingolstadt (bei Königshofen) entgegengerückt, aber sie ist falsch. Denn wie wir von dem Rotenburger Chronisten und Stadtschreiber Thomas Zweifel, einem Augenzeugen, dessen Schrift Dörsle nicht benutzt hat, erfahren, weilte Florian während dieser Tage (3. bis 6. Juni) in Rotenburg, und von der Tätigkeit des angeblichen Führers in der Schlacht bei Ingolstadt, in der die Bauern vernichtet wurden, weiß der Biograph auch nichts zu berichten.

Dörsles Anschauungen finden wir mit geringen Abweichungen in den nächsten Arbeiten über den Bauernkrieg (von Eduard Burkhard, K. Wachner und Joh. Bodent) wieder; überall erscheint Florian Geyer weder als hervorstechende Persönlichkeit noch vollends als großer Führer. Der einzige charakteristische Zug ist ein demagogischer unfruchtbarer Radikalismus, den er mit vielen teilt, und seine Franken zeichnen sich nicht durch Zucht und Tüchtigkeit aus: ihre besondere Neigung zum Sengen und Brennen wird wiederholt hervorgehoben. Sämtliche Verfasser halten sich bis auf die erwähnten unbedeutenden Irrtümer an die Quellen; von einer Legendenbildung durch bewusste Verschiebung der historischen Tatsachen oder gar von der Legende eines herrlichen Volkshelden kann man nicht sprechen.

Als einen ganz anderen Mann lernen wir dagegen Florian Geyer kennen in der wenige Jahre später (1840) erschienenen „Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken“ von dem Rotenburger Rektor Heinrich Wilhelm Vensen. Ihm ist Florian „der tüchtigste und treueste der Anführer, der mit frommem Sinn und bewusster Kraft seine Sache führte“; er ist der Hauptmann einer Schar aus der Rotenburger Landschaft, die der „schwarze Haufe“ genannt, alle anderen an militärischen Tugenden weit überragt; bald nehmen alle Franken von dieser Kerntruppe die Bezeichnung „schwarz“ an. An den meisten Vorgängen ist er beteiligt: mit den Odenwäldern gemeinsam zwingt er die Grafen von Hohenlohe zum Anschluß, dann rückt er vor Weinsberg und erstürmt mit seinen Leuten das Schloß, worauf die Stadt fallen muß. Bei der Ermordung des Helfensteiners wird er nicht genannt, aber nachher hält er dieselbe Rede wie bei Dörsle, den Vensen ausgiebig benutzt; hierauf zieht die Schwarze Truppe nach Heilbronn, das sogleich den Bauern zufällt. Aber während die meisten Hauptleute es sich in der reichen Stadt wohl sein lassen, zieht Florian auf eigne Unternehmungen aus, um seinen Plan, die festen Burgen niederzureißen, auszuführen. So hervorragend erscheint Vensen die Stellung Florians, daß er nach Gründen sucht, warum die Odenwälder ihn bei der Wahl Verlichingens zu ihrem Hauptmann nicht um Rat gefragt haben, und er erklärt diese Unterlassung mit der Abwesenheit seines Helden nach der Einnahme Heilbronn's. Vor Würzburg verhindert er „mit harten Worten“ wie bei Dörsle die Verständigung mit der Schloßbesatzung, wenige Tage darauf ist er als Führer einer Bauernabordnung in Rotenburg

und veranlaßt den Rat durch eine eindrucksvolle Rede zur Auslieferung von Geschützen und Munition; dann soll er auf den Vorschlag eines Rotenburger Bauernführers an einer Gesandtschaft zum Markgrafen Casimir von Ansbach teilnehmen, um ihn für die Bauernsache zu gewinnen — aber so hoch schätzen die Bauern ihren Florian, daß sie ihm die Reise nicht gestatten, um „ihren besten Führer“ nicht ohne Geleit in die Hände des unzuverlässigen Markgrafen zu geben. Von kriegerischen Leistungen des Helden vor der Marienfeste kann zwar Bensen nichts erzählen, aber er läßt durchblicken, daß die Bauern ihn nicht zu verwenden verstanden. Denn in seiner Abwesenheit bestürmen sie das Schloß vergeblich, und als der Truchseß nach Überwältigung der schwäbischen Bauern zum Entsatz heranzog, war es ein besonders schwerer Übelstand, daß „Florian Geyer, auf dessen Tapferkeit und Rednergabe man besonders vertraute“, nicht zur Stelle war, sondern einen neuen politischen Auftrag hatte: er war zur Teilnahme am Landtag von Schweinfurt, der mit Casimir und anderen fränkischen Fürsten über eine neue Reichsordnung verhandeln sollte, abgeordnet worden (Ende Mai). Aber in der hereinbrechenden Not zeigt sich Florians Heroismus. Er kam nach dem Schlusse des Schweinfurter Landtags nach Rotenburg (3. Juni abends), begab sich auf die Nachricht vom Herannahen des Truchseß nach Heidingsfeld bei Würzburg und führte am Pfingsttage (4. Juni) seine Schwarzen dem Feinde entgegen, der mittlerweile bei Königshofen (2. Juni) die Odenwälder zersprengt hatte. Bei Ingolstadt, unweit seiner väterlichen Burg Giebelstadt stießen nach einigen Stunden die Heere zusammen; die große Masse der Bauern floh schnell beim Ansturm der feindlichen Reiter; nur eine kleine Schar von 600 Mann unter Geyers Führung schlug alle Angriffe heldenmütig ab, gewann in geordnetem Rückzuge das Schloß Ingolstadt und verteidigte sich bis tief in die Nacht. Die meisten fallen, nur Florian kann sich mit wenigen Getreuen in ein benachbartes Gehölz durchschlagen und unter dem Schutze der Dunkelheit fast allein entkommen. „Indessen den kühnen Mann konnten auch so viele Niederlagen nicht beugen, seine Entschlüsse aufzugeben.“ Abgeschnitten von Würzburg, wo der Rest der noch zusammenhaltenden Bauern lag, wandte er sich nach Südosten ins Limburgische, um neue Kräfte zu sammeln. „Von hier aus konnte man leicht in das Rotenburger Gebiet einfallen, und wären erst die Scharen, welche den Krieg begonnen hatten, und die größtenteils unverletzt geblieben waren, wieder gesammelt gewesen, stand binnen wenigen Tagen ein neues Heer in dem Rücken der verbündeten Fürsten.“ Das befreundete Rotenburg hätte reichlich Geschütz und Proviant liefern können. Allein der Sieg des Truchseß hatte die Limburger Bauern entmutigt; bei seinen Versuchen, den Aufstand zu erneuern, wurde Florian mit seinen letzten Anhängern bei Limburg überfallen und erstochen (9. Juni). „Das war das Ende der schwarzen Heerschar.“

Fast alles in diesem Hymnus ist freie Erfindung! Von den Heldentaten bei Ingolstadt weiß kein Zeitgenosse etwas; wir haben schon gesehen, daß der Held während dieser Zeit in Rotenburg saß, und Bensen ist die Quelle, die dies feststellt, gut bekannt. Zum Überschuß läßt eine kurze Betrachtung von Zeit und Raum erkennen, daß die ganze Erzählung an sich unmöglich ist: am 3. Juni

abends langt Geyer von Schweinfurt in Rotenburg an, muß also den ganzen Tag zu Pferde gewesen sein, vor Anbruch des folgenden Tages ist er schon wieder in dem fünfzig Kilometer entfernten Heidingsfeld an der Spitze des schwarzen Haufens, marschiert wieder mehrere Stunden und kämpft endlich unermüdblich den ganzen Tag und die Nacht hindurch. Das sind Leistungen, die weit über menschliches Können hinausgehen. Nicht weniger phantastisch ist das Ende. Nicht bei einem neuen Unternehmen im Süden von Würzburg, sondern auf der Flucht nördlich des Mains ist Florian getötet worden, und von einer solchen Aufstandsmöglichkeit kann gar keine Rede sein: alle Bauern waren nach der Schlacht von Königshofen entmutigt, meistens entwaffnet und entlaufen, nirgends hielten noch größere Trupps zusammen, Rotenburg hatte sich bereits von der Bauernsache abgewandt.

Ebenso entstammt die besondere Schar, die Florian Geyer geführt haben soll, der Phantasie Bensens. Sie wird nirgends in den Quellen erwähnt, nicht einmal „Schwarze“ und Franken sind in den Quellen identisch, vielmehr heißen die Franken wie die Odenwälder und die übrigen wiederholt „helle“, „lichte“ Haufen, oder die Odenwälder so gut wie die Franken die „schwarzen“. Daß die Zeitgenossen von einer besonderen Kriegstüchtigkeit nichts berichten, sahen wir schon. Auch unter den sonstigen Einzelheiten ist vieles falsch. In Heilbronn war Florian Geyer nicht, denn er stand damals am Main im Wertheimschen; an den Verhandlungen mit den Hohenlohes hatte er keinen Anteil, keine Quelle nennt ihn, während Meßler und andere Hauptleute erwähnt werden. Daß ihm die Reise zum Markgrafen nicht gestattet wurde, hat schwerlich den von Bensens angegebenen Grund: wahrscheinlicher ist, daß die Bauern dem Edelmann, der Lehensträger Casimirs war, mißtrauten, zumal sein Freund Menzingen stets in Verbindung mit Casimir stand.

Bensen ist zu seinem Phantasieprodukt gekommen nicht durch romantische Schwärmerei für die revolutionären Ideen der Bauernschaft, wie man nach dem Geist seiner Zeit vermuten könnte, denn er bekennt sich als Freund der Ordnung und findet hoch anerkennende Worte für die monarchische Regierung seiner Zeit. „Nicht durch Meuten und Proskriptionen, nicht durch wilde Hymnen und Presunfug bekundet sich die wahre Freiheit.“ Ihn beherrscht vielmehr eine andere ebenfalls in seiner Zeit liegende Romantik: die Begeisterung für die Vergangenheit seiner engeren Heimat. Die deutschen Stämme, die Grundlagen der deutschen Geschichte, sagt er in einem anderen Werke, müssen in ihrer Eigenart erst genau erkannt werden, ehe man eine wirkliche deutsche Geschichte schreiben kann. Und den weitaus wichtigsten und politisch begabtesten Stamm bilden seine Landsleute, die Franken. Das zeigt sich auch im Bauernkriege. In allen anderen Landschaften, in Tirol, Salzburg, Schwaben und Thüringen, erzählt er, war der Bauernkrieg eine Erhebung ohne politischen Zug und ohne populären Nachdruck; „nur bei den Franken nimmt der Krieg eine ernsthafte Wendung an. Innig verbindet sich hier das religiöse Element mit dem politischen. Es kommt hier eine Ordnung, ein Zusammenhang in die Sache, den man sonst nirgends wahrnimmt. Die Franken erinnern sich, daß sie einst das Kernvolk der Deutschen

waren, und sie allein unternehmen es — nicht einzelne Beschwerden abzustellen, sondern das Reich zu reformieren“. Als die verschiedenen Bauernhaufen während der Belagerung des Frauenbergs Abordnungen nach Heilbronn schickten, um auf dieser Versammlung — „Bauernparlament“ hat man sie genannt — eine neue Reichsverfassung zu beraten, zeichnet sich die Instruktion der fränkischen Delegierten vor denen der anderen aus: es herrscht darin „ein praktischer Verstand und eine Bekanntschaft mit der Reichslage, wie man es von den Ostfranken erwarten konnte“. Wäre der Entwurf durchgeführt worden, so wäre der Kaiser wieder an die Spitze eines Reichs von freien Gemeinden und Großgrundbesitzern gestellt worden, „wie es zur Zeit Karls des Großen war“. Nun, daß dieser Heilbronner Entwurf mit seinen naiven finanziellen Vorstellungen und seiner Unkenntnis der Reichsgeographie keine brauchbare Grundlage für eine Reichsreform darstellte, hat Lenz bereits erwiesen, und braucht uns hier nicht zu beschäftigen, bezeichnend für die Bensensche Darstellung ist aber, daß er gar nicht aus den fränkischen Bauernhaufen, sondern aus dem odenwälbischen stammt. Die Franken hatten wie schon erwähnt überhaupt kein umfassendes Programm. Der Gedankengang Bensens ist klar: seine engeren Landsleute allein vertraten große patriotische Gedanken, und selbstverständlich mußten sie einen Führer haben, der sie verkörperte. Dazu hat er Florian Geyer erkoren. Er empfahl sich ihm als Landsmann, als Nachbar Rotenburgs, und zugleich durch sein Ausharren bei den Bauern bis zum Tode. Das zeichnete ihn vor Götz von Berlichingen und vielen anderen Abtligen im Bauernlager aus. Daß Florian bei seinem Wüten gegen Burgen und Klöster nicht wie Götz, der mäßigend zu wirken bemüht gewesen war, seinen Frieden mit seinen Standesgenossen machen konnte, und daß ihm daher nichts anderes übrigblieb, zog Benssen nicht in Betracht; und sein Ende auf der Flucht ließ sich leicht in einen Heldentod bei einem letzten Versuche umbiegen. Florian ist daher der einzige unter den Bauernführern, den er mit Lob überhäuft; Götz, Hipler und alle anderen betrachtet er mit Kritik oder ausgesprochener Abneigung. Ein solcher Mann, der das Schicksal des Bauernkriegs hätte wenden und dem Reiche eine neue Ordnung geben können, mußte natürlich auch kriegerische Großtaten aufzuweisen haben: so erfand er die Erstürmung des Weinsberger Schlosses, wandelte die freien Landsknechte in die schwarze Eliteschar Geyers um und erdichtete den Heldenkampf bei Ingolstadt. Die falschen Angaben bei Döschle mögen ihm dabei den Weg gewiesen haben: was dort harmloser Irrtum war, wird bei ihm Tendenz. Auf innere Widersprüche kam es ihm nicht an: der weite und klare Blick steht doch im Gegensatz zu der Unversöhnlichkeit, die den Ausgleich mit der Schloßbesatzung verhinderte und — nach Benssens eigenen Worten — das Verhängnis für die Bauernschaft herbeiführte. Zur Verherrlichung seines Helden war Benssen wohl instande, neue Züge zu erfinden, aber er vermochte es nicht über sich, vorhandene Quellenstellen zu fälschen: so ließ er das Unvereinbare nebeneinander stehen und kam so zu einem logisch wie quellenmäßig gleich unmöglichen Bilde.

Trotzdem ist dieses Bild in die Literatur eingedrungen. Zwar nicht in der Form, die ihm Benssen, sondern sein unmittelbarer Nachfolger Wilhelm Zim-

mermann in seiner umfangreichen Allgemeinen Geschichte des Bauernkrieges gegeben hat (1842). Zimmermann, der später als republikanischer Abgeordneter in der Paulskirche saß, ging nicht von landschaftlichen, sondern von revolutionären Impulsen aus: „Der Sieg des Volkes“, sagt er, „der Sieg der Reformation nach ihrer anderen, ihrer politischen Seite, hätte der deutschen Nation einen neuen Himmel und eine neue Erde, unter dem Lichte einer geläuterten Religion ein großes deutsches Volksleben gebracht.“ Die Verkörperung seines Strebens ist ihm Florian Geyer, den er in seinen äußeren Zügen einfach von Bensen übernimmt, hier und da mit neuen Schmuckstücken versieht und einheitlicher gestaltet. Florian fordert zwar unerbittlich die Zerstörung der Ritterburgen als Stätten unwürdiger Tyrannei und Hemmnisse einer neuen Reichsgewalt, aber als kluger und humaner Politiker verabscheut er unnütze Grausamkeiten. Daher hat er keinen Teil an der Ermordung des Helfensteiners und zerfällt darüber mit den Odenwälder Mordbänden. Zimmermann arbeitet die Tragik im Leben des Helden, den Gegensatz zwischen seinen hohen Idealen und den Realitäten des Lebens deutlich heraus: seine politische Überzeugung zwingt ihn, „eisern folgerecht“ auf der Zerstörung des Würzburger Schlosses zu bestehen, wodurch der glückliche Fortgang des Krieges gefährdet wird, aber schlimmer ist der üble Wille seiner Genossen: seine Gegner im Lager entfernen ihn arglistig während der unglückseligen Bestürmung: „der edle Geist, durch Tugend und militärische Kenntnis überlegen, hatte bei dem Bauernrat zu Würzburg geniert“. So mußte die große Erhebung fehlschlagen, und dem Helden blieb nur der Tod auf dem Schlachtfeld übrig. Von den Zeitgenossen nicht verstanden, ist der edle Held von der Nachwelt lange Zeit verkannt worden, aber ein dereinst befreites Deutschland, schließt Zimmermann, wird auch dem edlen Helden der Schwarzen Schar Denkmäler errichten — seine Worte klingen wie eine Paraphrase der Schlußworte Verses im „Götz“.

Diese Prophezeiung ist schneller in Erfüllung gegangen, als Zimmermann geglaubt haben mag. Er fand viele Leser, und nun bemächtigte sich sogleich die Dichtkunst, angetrieben von den Hoffnungen und Empfindungen der erregten Jahre, des Stoffs. Bensen hatte wenig Beachtung gefunden, seine Darstellung war trocken, und seine lokalpatriotische Gesinnung konnte keinen Enthusiasmus erzeugen. Zimmermann dagegen, der der revolutionären und patriotischen Stimmung in gleicher Weise entgegenkam, hat, wie Lenz sagt, der Gestalt des ritterlichen Volksfreundes mit der Leuchtkraft seiner farbenreichen Kunst den Hauch revolutionärer Romantik verliehen, sie den Poeten wertgemacht und ihr den Weg in das breite Publikum eröffnet. Der eigentliche Schöpfer der Figur, Bensen, ist darüber vergessen worden. Bis dahin hatte der Stoff keine Anziehungskraft gehabt. In einem Trauerspiel über den Bauernkrieg von Wilhelm von Kormann aus dem Jahre 1826 tritt Geyer unter den Handelnden nicht auf und wird nur einmal kurz erwähnt. Hier ist ein Graf Wertheim, eine idealisierte historische Persönlichkeit, der Held, der sich für die Bauernsache opfert. Ein Jahrzehnt später nennt ihn Gustav von Heeringen, der offenbar das mittlerweile erschienene Buch von Döschle in einem Roman verwertet hat, als Anführer

der wilden, unsympathisch geschilderten Franken, schreibt ihm aber weder eine besondere militärische noch politische Bedeutung zu. Nur der Schluß läßt eine gewisse Tragik anklingen: Florian Geyer, der als einziger von den übergetretenen Adligen ausgeharrt hatte, verfällt nach der Flucht Gößens wegen seiner Abkunft dem Mißtrauen der Bauern und wird von ihnen erschlagen. Aber wenige Jahre nach Zimmermanns Erscheinen ist Florian Geyer bereits der Held eines dreibändigen Romans von Robert Heller (1848), mehrere Dramen und Romane von Genast, Koberstein und anderen folgten bald nach (Guggenheim, der Florian-Geyer-Stoff in der Dichtung, Leipzig 1900).

Wie in die Dichtkunst ging seitdem die neue Gestalt auch in die wissenschaftliche Literatur über. Die Enzyklopädien, die bisher keine Notiz von ihm genommen hatten, brachten jetzt Artikel über ihn im Geiste Zimmermanns, auch in die Monographien über den Bauernkrieg und die Reformation des In- und Auslandes fand er jetzt Eingang; selbst so gelehrte Werke wie die von Egelhaaf und Bezold erzählten von dem großen Patrioten und seiner Heldenschar — Ranke allerdings hat sich weder durch Vensen noch durch Zimmermann blenden lassen. Daß die politische Tendenzliteratur in der Revolutionszeit und später dem Volkshelden einen breiten Raum widmete, ist nicht verwunderlich, aus der wissenschaftlichen Literatur beginnt er allerdings seit der ersten kritischen Studie von Venz allmählich zu verschwinden.

Die Florian-Geyer-Legende ist also nicht eine aus naivem Volksempfinden heraus entstandene Dichtung wie die Winkelriedsage, sondern sie ist eine bewusste gelehrte Erfindung im Dienste bestimmter aktueller Anschauungen. Nicht das Streben und Sterben einer großen historischen Persönlichkeit entzündet die Phantasie der Nachwelt und veranlaßt die Beschauer, ihr Schicksal poetisch zu verklären und hohe Ideale mit ihr zu verknüpfen, sondern es wird eine große Persönlichkeit im Widerspruch mit allen Zeugnissen willkürlich konstruiert, um ihr eigne Anschauungen in den Mund legen und den eignen Gedanken damit Wirkung verleihen zu können. Das Studium dieser Legende bringt daher nicht wie das der Winkelriedsage neue Erkenntnisse zur Zeit des Legendenhelden, sondern nur zur Zeit ihrer Entstehung: es beleuchtet nicht den Bauernkrieg und die Reformation, sondern die Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Die beiden für unser Volk so charakteristischen Strömungen jener Jahre, der landschaftlich gebundene und der revolutionär geprägte Patriotismus, haben sich zur Legendenbildung vereinigt.

Männer der Kunst

Paul Holz

Wir gedenken, in der „Deutschen Rundschau“ eine Reihe von Aufsätzen über Männer der Kunst von heute zu veröffentlichen, die für unser Empfinden den Ausdruck der Gegenwart bestimmen. Wir beginnen mit dem Zeichner Paul Holz, von dem die Galerie von der Heyde kürzlich eine Reihe neuer Blätter zeigte.

Man behauptet von den Deutschen immer, sie seien eigentlich Menschen einer graphischen, zeichnerischen, nicht einer malerischen Begabung. Sie hätten wenig Sinn für Farbe und für den Reiz der aus der Farbe zu entwickelnden Organismen, desto mehr für die Ausdruckswirkungen der Linie und ihrer Gebilde. Die Abstraktion des Linearen liege dem deutschen Geist und dem deutschen Auge erheblich näher als die unmittelbare Sinnlichkeit der Farbe und des Wirkens aus der Farbe.

Sieht man näher zu, so ist diese Feststellung ebenso nur halb richtig wie die meisten allgemeinen Formulierungen, schon darum, weil sie viel zu allgemein gehalten ist. Denn der Begriff Zeichnen umfaßt zwei und mehr so grundsätzlich voneinander getrennte Bereiche, daß man sich vor solchen allgemeinen Feststellungen zum wenigsten erst einmal darüber einigen müßte, welche Art des Zeichnens man denn eigentlich für die Deutschen als Sonderbegabung in Anspruch nehmen will. Auf der einen Seite steht das vom Objekt bestimmte darstellende Zeichnen, das Menzelzeichnen, wenn man so sagen darf: die Annäherung an die Wirklichkeit auf dem Weg über die Linie und die Mittel des Stiftes. Menzel zeichnete so, wenn er den Kampf mit dem Objekt aufnahm, Leibl, der ganze naturalistische Kreis der deutschen Graphik, der nebenbei bis zu Ludwig Richter reicht. Auf der andern Seite aber steht das eigentlich Zeichnerische, das vom Strich und seinem Leben bestimmte Zeichnen, das sich nun je nach der Veranlagung des Einzelnen bald mehr malerisch, bald mehr zeichnerisch entwickeln kann. Reinstes Beispiel des Wirkens nur aus den zeichnerischen Elementen des Strichs ist Rembrandt, der malerischste unter den Malern, reinstes Beispiel des Wirkens aus den malerischen Qualitäten des Zeichnens van Gogh, der zeichnerischste Meister der Farbe. Was nicht hinderte, daß Rembrandt seine reinen zeichnerischen Mittel zu völlig malerischen Wirkungen verwendete und van Gogh seinen malerischen Strich durchaus zeichnerisch: denn so einfach ist weder der Begriff des Zeichnens festzulegen noch gar das Phänomen seiner Vorherrschaft in den einzelnen nationalen Sonderbegabungen. Sonst müßte man unter Umständen einen Mann wie

Charles Méryon energisch für die Deutschen in Anspruch nehmen und einen Maler wie Holbein den westlichen Völkern zurechnen, nur weil der eine Gegenstände aus der einen krakten, fast konstruierten Linie entwickelt, der andere noch die Gebilde seines härtesten Strichs zu Illusionen weicher malerischer Gefüge werden läßt.

Zeichnen und Malen sind keine Gegensätze und keine Sache unterschiedlicher Nationalbegabungen, sondern persönliche Mittel des Ausdrucks oder der Darstellung, die je nach den Sonderabsichten des Einzelnen ganz verschieden verwertet und ausgenutzt werden. Man kann kaum vom Zeichnen als solchem sprechen; was zwei Zeichner wie Ingres oder Barlach tun, ist durch Welten getrennt, beruht auf völlig verschiedenen Mitteln und völlig verschiedenen Absichten: beide aber „zeichnen“. Zwischen Blättern von Menzel und van Gogh, von Méryon und Corinth liegen Abgründe: von jedem dieser Maler aber sagen wir: er zeichnet, nur weil er zufällig diesmal nicht mit Farbe arbeitet. Die Ästhetik, besser die Kunsttheorie des Zeichnens und der verschiedenen Mittel, Möglichkeiten und Tendenzen des Zeichnens ist noch nicht geschrieben worden. Wir halten immer noch bei Klingers „Malerei und Zeichnung“, wie in der Plastik bei Hildebrands „Problem der Form“. Die Arbeit, von dort aus für weitere bessere heutigere Klärung für die jungen Bildhauer zu sorgen, hat Wilhelm Gerstel auf sich genommen; sein ausgezeichnetes Buch ist noch nicht gedruckt, aber es ist wenigstens schon geschrieben.



Nach Hause

Um das Zeichnen und seine reinliche Aufteilung und Diskussion hat sich noch keiner bemüht: die Arbeit ist noch zu haben.

Wie sehr sie sich lohnen würde, zeigt das Werk von Paul Holz, der im letzten Jahr mit einer großen Ausstellung in der Galerie von der Heyde sich in die erste Reihe der deutschen Zeichner stellte. Er konnte das vor allem darum, weil er wirklich ein Zeichner ist, d. h. ein Mann, dessen wesentlicher und natürlicher Ausdruck das Zeichnen ist. Paul Holz ist nicht ein Maler oder ein Bildhauer, der nebenbei gelegentlich zeichnet: er hat nur ein Ausdrucksmittel, und das ist die Feder. Er vermag die Welt nur mit ihr zu fassen, seine Vorstellungen nur mit Linien und Schwarz-Weiß-Wirkungen zu ergreifen: er kommt nicht von malerischen Erlebnissen nebenbei auch zu zeichnerischen Formulierungen, sondern vermag, was er will, nur zeichnend auszudrücken — und zwar durch zeichnerische wie durch malerische Wirkungen seiner Blätter. Das Zeichnerische an sich, als Sonderbegabung und besondere Art der Gestaltung wenn auch in verschiedenen Richtungen und zugleich in den verschiedenartigen Möglichkeiten seiner Auswirkung ist selten so rein und unverfälscht an den Tag getreten wie bei diesem Manne. Er ist kein Jüngling mehr, hat die Fünfzig hinter sich: ein Selbstbildnis, ein Blatt von ebenso starker zeichnerischer wie toniger Wirkung zeigt einen kräftigen, rundschildigen bartlosen Mann mit kurzem Haar und klugen, lebendigen sehr sehenden Augen und mit Zügen, denen man anmerkt, daß der, der sie trägt, sich mit dem Leben kräftig und unmittelbar herumgeschlagen hat. Holz war 15 Jahre Dorfschulmeister in seiner Heimat Pommern, bevor er Soldat im Osten und schließlich Lehrer an der Akademie in Breslau wurde. Bis zur Schließung der Akademie durch die preussische Regierung hat er dort gewirkt; dann ging er nach Schleswig und ist jetzt dort wiederum als Lehrer tätig.

Die zeichnerischen Mittel, mit denen Paul Holz arbeitet, sind sehr einfach: er folgt dem Leben mit Linien, in denen er den Ausdruck eines gesteigerten Lebensmoments, einer tragischen, grotesken, einsamen Situation eines Menschen vor der Welt beizukommen sucht. Aus Strichlagen wächst plötzlich eine Kurve heraus, die diese Funktion erfüllt: ein andermal umreißt wie bei Gulbransson eine dünne, aber mit nachtwandlerischer Sicherheit gezogene Linie einen inneren und einen äußeren Vorgang. Holz hat ein ganz unmittelbar mitlebendes Verhältnis zum Dasein, da, wo es sich einfach und gerade und ohne Umwege auswirkt, und er hat keine Hemmnisse mehr auf dem Weg zwischen Auge und Hand: sie faßt, was er lebendig sieht, in lebendiger Bewegung des Armes im Strich, in der Linie und kann mit diesen einfachen Linien, was nötig zum Lachen und Weinen, sagen. Er hat den Blick für den fruchtbaren Moment, in dem das Dasein unverhüllt in einem Stückchen Sichtbarkeit, einer Geste, einer Haltung, einer Bewegung zum Ausdruck kommt — und er fängt diesen Moment, so wie er sich gibt, im Zug seiner Linie, seines Federstrichs ein. Er bringt die menschlichen Voraussetzungen mit und die Kraft eines natürlichen Ausdrucks: er hat zugleich sachliche und fühlende Augen und eine Hand, die zugleich faßt und leise streichelt, packt und liebkost. Sein Zeichnen ist nicht Weglassen, auch nicht nur Können:

die Tätigkeit des Zeichnens, die Bewegung im Ziehen der Linie ist diesem Mann so natürlich, daß sein eigenes Leben ebenfalls rein mit eingeht in den gestaltenden Strich, daß er ebensoviel von sich ausgibt, wie er aus dem Objekt herausholt. Vielleicht wirken seine Blätter darum so unerhört lebendig, weil man in jedem diesen lebendigen Zusammenstoß von Leben und Leben, von Dabeisein drinnen und Dasein draußen spürt, weil dieser Zeichner völlig unsentimental zuletzt doch aus dem Gefühl und mit dem Gefühl Gefühltes in andern, in Mensch und Tier suchen geht. Man denkt vor seinen Blättern an alle möglichen andern großen Zeichner, an Kubin, an Barlach, an Franzosen wie Constantin Guys, dessen Grazie noch gesteigert auf manchen Blättern mit Bildnissen alter Damen auftaucht: von ferne steigt selbst der Urmeister aller Leben fassenden Zeichnung, Rembrandt, auf. Das Entscheidende aber ist immer das Leben des Mannes Paul Holz, das in diesen Zeichnungen mitschwingt. Er ist ein großer Künstler: das Beglückende an seinen Arbeiten aber ist, daß aus dem, was der Künstler gibt, ständig der lebendige Mensch und sein Wesen mitsprechen. Mit dem bewegten Leben des andern, den er zeichnet, läßt er zugleich sein Leben, und mit ihm sein Wissen, seine Erfahrung, sein Mitleid mit den Menschen und sein Lachen über sie in das Ergebnis seiner Arbeit einfließen — also daß diese Arbeit wie bei allen großen Malern und Zeichnern aus doppeltem Leben, aus persönlich gefaßtem Überpersönlichen lebt und schwingt.



Der Schäfer sitzt unter einem Baum

Die Reichweite dieses Mannes ist erstaunlich groß. Seine Vitalität bringt ihn ganz von selbst mit dem einfachen, unmittelbaren Leben der Menschen ohne Worte, mit dem Dasein der Tiere in Berührung. Paul Holz weiß um die Alten und um die Traurigen, um die Betrunknen und die Kranken; er weiß, wie dem Bauern und wie dem Pferd, dem alten Schäfer und seinem Hund zumute ist und bringt dies Zu-



Trauer

mutesein einfach und zart, derb und ganz leise und immer rein und stark zum Ausdruck. Da ist ein Blatt: Der Viehhändler steigt in seinen Wagen. Er stützt sich dabei auf seinen Gaul — und der Ablauf der Linien bringt den ganzen Humor des schwerfälligen Kräfteablaufs ohne jede Schwerfälligkeit, mit der spielenden Leichtigkeit und Grazie Gulbraunssons zum Ausdruck. Ein anderes: Meine Mutter sieht ins Grab — ein Stück Menschengestaltung mit so viel Echtheit und mitschwingendem, ganz einfachem Gefühl, daß man im Betrachten fast etwas von Ehen vor dem Sichhineindrängen in diese Gefühlswelt empfindet. Er hat oft die Trauer gezeichnet, namentlich die von Frauen; man hat das Empfinden, daß der Zeichner selbst sich etwas geniert hat, so nahe an fremdes Gefühl heranzugehen und es festzuhalten. Dann bringt er Landschaften, ganz einfache, weite, sozusagen schmucklose Landschaften, und aus den Linien wächst

Raum, großer, weiter Raum über der leeren Erde, dem Schauplatz dieses seltsamen Menschentheaters. Tiere tauchen auf, Pferde, Rinder im Schlachthaus, ein Hund — man erlebt das gleiche. Man erlebt es auch vor den Blättern, die nicht aus der Wirklichkeit, sondern aus der Lektüre von Werken der Dichtung entstanden sind. Die Gestalten des späten Hamsun, August Westumsegler, der Uhrenpapst, der Leuchtturmwärter bekommen unter seinen Händen die gleiche Wirklichkeit und Lebendigkeit wie Hermann Hempel, der keinen Schnaps mehr kriegt, weil er schon mehr als genug hat — und Edvarda wächst aus einer seltsamen, fliehenden Grazie der Linien wie bei Hamsun aus dem Bericht des Leutnants Glahn. Holz liebt Hamsun, aber in ihm ist viel mehr Wärme als in dem Norweger: er müßte eigentlich Kipling lieben, und vielleicht entdeckt er noch einmal das „Wunschhaus“, diese wunderbare Novelle, deren Gestalten man unwillkürlich immer von ihm gezeichnet sieht.

Man sollte Paul Holz überhaupt einmal vor die Aufgabe stellen, irgendeine große Dichtung, die er liebt, zu illustrieren. Er würde nicht nur begleitende Vorstellungen entwickeln, sondern würde den Gefühlskern des Geschehens an den entscheidenden Gestalten sichtbar machen, würde das Gefühl des Dichters an seinen Geschöpfen auswirken und seine Freude an beiden mitgeben. Denn er hat



Mein Bruder Wilhelm will die Kühe noch einmal sehen



Vater nimmt Abschied von mir

Aufnahmen: Madeleine Thieben, Berlin

die seltene Gabe, dem Wirklichen seine Wirklichkeit zu lassen und es doch einer inneren Kraft, einer Linie zu unterstellen, nämlich der Kraft des Gefühls, mit dem er die Linie schafft. Seine Phantasie ist Phantasie am Realen, aber an der Grenze, wo es auf dem Weg über das Leben, das immer Gefühl ist, beginnt phantastisch zu werden. Darum liebt er Hamsum, darum zieht es ihn zu Dostojewski: darum bekommt ein ganz einfaches Blatt wie das mit dem kranken Bruder am Fenster, der noch einmal den Hof und die Tiere sehen will, viel mehr von der Unheimlichkeit des Krankseins, von der Fremdheit eines Krankenzimmers als Munchs betont unheimliche Sterbegemächer. Paul Holz fügt jedes seiner Blätter, obwohl er ihnen zugleich das persönliche Gerichtetsein eines Briefes läßt, mit Schrift und Bemerkungen zu einem schönen graphischen Ganzen: die Kunst aber wird immer in der Schweben gehalten vom Leben, dem sie beim Balancieren in unserer Finsternis helfen muß.



Angurienkürbis, ein mittelgroß bleibender bunter Kürbis, der zugleich als schmückende Kletterpflanze für Pergola und Zaun benutzt werden kann.

KARL FOERSTER

Zukunftsgemüse

„Gemüse“ ist kein würdiger Name, er stammt aus Zeiten sehr primitiver Beziehung zu damals noch unentwickelten Gaben der Natur. Den wunderbaren Gestaltenreichtum dieser uns so ergebenden Pflanzen kann man doch nicht mit einer Variante des Wortes „Mus“ abtun. Aber auch die törichtsten Namen setzen ja allmählich wunderbare Patina an.

Ungetauft von höherem Wissen und Gefühl sind leider immer noch die Beziehungen der meisten Menschen in Stadt und Land zu diesen heilerfüllten Anerbietungen aller Jahreszeiten an unser Wohlergehen.

Die ganze Welt des Gemüses wird aber in den nächsten Jahrzehnten an einen völlig neuen Platz in der Rangordnung der Lebenswerte aufrücken.

Sie wird literarisch und geistig salonfähig werden.

Die gesundheitliche und nationalwirtschaftliche Tragweite wird erkannt und abgesteckt; und allem steht eine Vertiefung und ein Zuwachs an geistiger Würde bevor durch Verbreitung des Wissens um die überraschende geographische, historische und schließlich auch um die neuzeitlich züchterische Herkunft der Gemüse mit ihren unabsehbaren Varianten und Steigerungen.

In der Spitze dieser Entwicklung werden die neuen Fortschritte der Kochkunst stehen, die so tief in die Lebensverwertung, Geschmacksschönheit, Zubereitungserleichterung und Aufbewahrbarkeit der Gemüse eingegriffen hat. Neue Kochapparate haben den Kochvorgang für viele Arten automatisch und bequem berechenbar gemacht, so daß die Zahl der Gemüse, die verhältnismäßig wenig Arbeit in der Küche machen, im Steigen begriffen ist.

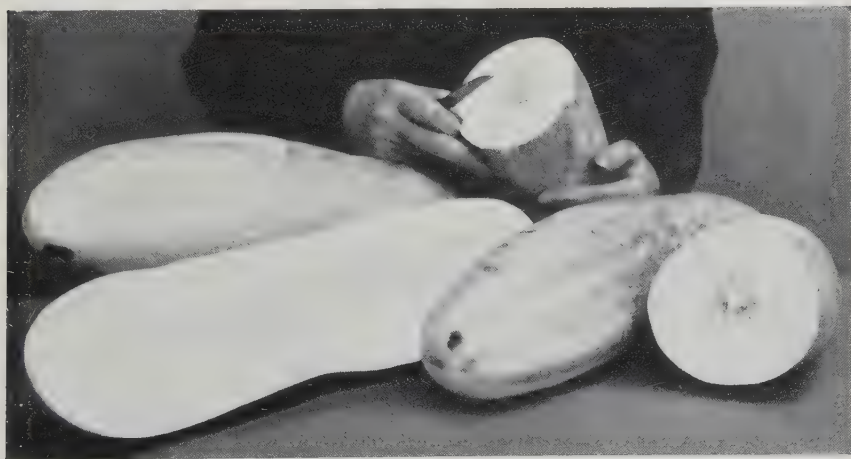
Zum allerinteressantesten Wissen vom Gemüse gehört aber die Fühlung mit den Züchtungsfortschritten der letzten Jahrzehnte, die so recht am Werke waren, alles Leben und Arbeiten mit diesen Nahrungs- und Glückswerten in Garten und Küche leichter und lohnender als jemals früher zu machen.

Aber alles ist noch nicht recht in das deutsche Kulturbewußtsein eingedrungen — es ist sozusagen noch in aller Friedlichkeit verschlafen worden.

Daß hier eine Zeitschrift wie die „Deutsche Rundschau“ die Anregung gibt, ein wenig von Gemüsefragen unserer Tage zu berichten, ist schon ein bedeutungsvolles Signal.

Die Dinge nahmen unter Ausschluß der eigentlichen kulturellen Öffentlichkeit ihren erstaunlich reichen Fortschrittslauf, der aber nunmehr in Deutschland von den Sichtungsarbeiten des Reichsnährstandes geklärt und gestempelt wird. Statt unabsehbarer Sortenmengen einer Gemüseart, in denen die Besteller ertrinken, gibt es nun nur noch eine begrenzte Zahl mit entgültigen Namen und deutlicher Angabe der besonderen Wertfunktionen.

Solche offizielle Sichtsungs- und Wertungsarbeit bedeutet eine große Ermüdung der Züchter, der Verbraucher und gewissenhaften Händler. Im Wirrwarr paralleler Werte wird nun Staffelnung und Säuberung angestrebt und greift immer weiter um sich, ohne etwa die Verschiedenheiten deutscher Klimate über einen Kamm zu scheren.



Riesen-Schul-Gurke Mammut, eine der besten Senfgurkensorten mit dickem, zartem Fleisch und ganz kleinem Kerngehäuse.

Die großen Erfolge der Gemüsezüchter, also die heutigen Spitzenleistungen in Qualitätszuständen und Anpassungseigenschaften der Gemüse, setzen ein ebenso hohes und unermüdliches geistiges Ringen um den Fortschritt voraus, wie dies bei Leistungen auf anderen kulturellen Gebieten allgemein angenommen und gefeiert wird.

Aber große Gemüse- und Obstzüchter blieben bisher grundsätzlich ungefeiert. Erst sehr allmählich dringt eine Ahnung in geistige Kreise aller Stände, daß hier eigentlich eine Umschaltung eintreten sollte. Inzwischen lassen sich all diese danklosen Genießer die veredelten Gemüse und Früchte weiter ausgezeichnet schmecken. Die lächerlichen Rückständigkeiten verstädtelter Wertungsgepflogenseiten können nur langsam Schritt für Schritt weggezüchtet werden.

Wir gehen selbstverständlich einem vergeistigten Landmenschentum entgegen, das eine Umwertung vieler Werte mit sich bringen wird.

Alle Stände werden daran teilnehmen, nicht zum wenigsten die Industriearbeiterschaft, die man nur durch Wechsel von Industriearbeit mit Land- und Gartenarbeit von der gefährlichen Lebenseintönigkeit erlösen kann. —

Zu allen übrigen Gemüsefortschritten stößt noch von ganz anderer Seite her ein erstarkender Hilfsstrupp, nämlich die schon tief durchgebildete Lehre einer neuen, verfeinerten Düngung und Belebung des Gartenbodens, die sich gegen alle, auch die geheimsten Formen des Raubbaus an der Zukunft des Bodens wendet und überraschender Geschmacksfeinheit und Gesundheit der Gemüse zugute kommt. Diese biologisch-dynamische Düngungsweise, welche das innerste



Dunkelblaulilafarbene Eierfrüchte aus der Familie der Tomatengewächse.



Lange, grüne volltragende Gochlitzer Gurke, für Salatbereitung besonders geeignet, da sie lange, auch auf freiem Felde, grün bleibt.

Fruchtbarkeitsleben des Bodens zu steigern sucht, ist vielfach mit Vorschriften phantastischer Art verbunden worden. Wir möchten grobenteils an ihre Trennbarkeit vom wahren Kerne glauben. Da aber wissenschaftliche Benommenheit genau so sehr abgelegt werden muß wie mythisch-abergläubische Denkepflogenheit, so sind manche dieser strittigen Fragen redlicherweise noch offenzuhalten.

Gemüse ist keine bloß fröhliche, sondern eine tieferste Zukunftsangelegenheit des deutschen Volkes; es handelt sich nicht etwa nur um eine kleine Ergänzung der Landwirtschaft, eine bloße Beilage des Lebenmenüs. Wenn Kultus und Kultur des Gemüses an die Stelle im Dasein unseres Volkes aufgerückt sein werden, an die sie gehören, so wird davon eine Verlagerung unseres ganzen Lebensgefühls ausgehen, ähnlich den weltgeschichtlichen Bewegungen und Strömungen, die sich an Verbreitung und Aufstieg von Wein, Bier, Kaffee, Tabak und Tee angeschlossen haben, die doch alle für den Menschen keine so unbedingt ergebene, sondern nur eine etwas zweischneidige Freundschaft haben.

Gemüseverherrlichung hat irrtümlich für viele Menschen noch einen falschen Nebengeschmack: sie fühlen sich umweht von der leider oft muffigen Luft vegetarischer Speisehäuser, die so gut zu vielen dort ansässigen Leuten paßt. Daß es daneben in jeder Weise erfreulichste Speisehäuser für Pflanzkost gibt, die auch die früheren matten Zubereitungskünste verlassen haben, ist genügend bekannt. Wir wollen hier vegetarische Fragen nicht berühren, glauben aber fest, daß die tägliche Fleischerei dereinst zu den hygienischen Barbareien gerechnet werden wird. Es gibt tatsächlich keinen Ruf der Ärzte, der so einstimmig ist, wie der nach weit-

gebender Ergänzung unserer Landwirtschaftsernährung durch die gärtnerische Ernährung — also der Fleisch- und Hülsenfruchtnahrung durch Gemüse- und Fruchtnahrung. Ergänzung bedeutet noch nicht Verdrängung. Der Kompaß scheint zunächst die Weisung „sowohl — als auch“ zu haben. Vielleicht aber hat für die Zukunft Maeterlinck recht, wenn er sagt, daß die Pflanzenernährung der-einst genügen wird, die Flamme unseres Lebens aufs herrlichste zu nähren. Vielleicht auch nicht, denn es handelt sich um zwei Dinge: um das Blühen des körperlichen und das Feuer des geistigen Lebens.

Also Schritt für Schritt Natur befragen! Übereifrige Gesundheitsapostel sterben früh.

Wie kommt es nun, daß die Leute sich in ihren Gärten die Fülle der Gemüsefortschritte so wenig zunutze machen? Fortschritte auf anderen Lebensgebieten verfolgen und benutzen sie eifrig, fahren mit schönen Autos und erleuchten ihre Wohnungen herrlich mit strahlendem und gedämpftem Licht, aber in ihren Gärten stecken sie noch in der Zeit der Tranlampen und wissen nicht, daß es auch Acht-Zylinder-Radieschen, gegen das Schießen abgefederte Salate und alle möglichen gesteigerten Sorteneigenschaften der Pflanzen gibt, die uns wie wunderbare neue technische Fortschritte verwöhnen, kurzum, daß Fragen des Gemüsegartens sich so grundsätzlich verwandelt haben wie die übrige Welt.

Die Veredlungsarbeit am Gemüse hat überdies immer häufiger auch die Nebenwirkung, seine Schönheit zu steigern und viele Häßlichkeit auszuschließen, was für Gartenfreunde sehr ins Gewicht fällt.



Markerbse Telefon, eine altbekannte, aber immer noch an der Spitze marschierende zuckersüße Frischerbse.

*Rosenkohl Fest und Viel darf wohl
als die beste Rosenkohlsorte der
Gegenwart angesprochen werden.
Rosenkohl bringt auch noch gute Ernten,
wenn man ihn als Nachfrucht
nach Frühkartoffeln oder ähnlichem
anpflanzt.*



Der Grünkohl, der durch Hochstieligkeit dem Kaninchenfraß entrückt ist, hat fast etwas Palmenhaftes bekommen; Porree, der im Winter zer Schliffen auf den Beeten stand, hat so an Winterhärte zugenommen, daß seine Beete im Winter sauber und malerisch aussehen. Niedrige Bohnenbeete, die früher durch vorzeitiges Vergilben und Reifen unordentlich wirkten, sind durch neue Zuchtsorten, deren Früchte beinahe drei Monate lang im frischgrünen Verbrauchszustand verbleiben, frisch und ansehnlich geworden, ganz abgesehen davon, daß es der Hausfrau angenehm ist, von den Bohnenmassen, die sonst in andere Zustände übergehen, nicht vorzeitig zum Verbrauchen und Einmachen gedrängt zu werden. In Saat geschossene Salate waren auf den Beeten auch kein erfreulicher Anblick; die Umzüchtung auf längere Haltbarkeit der fest geschlossenen Köpfe auch in Hitzezeiten, in denen wir den Salat am meisten lieben, ist so weit durchgeführt, daß man ganz normal verbrauchsfähige Beete neben anderen ebenso alten sehen kann, die völlig in Saat geschossen sind.

Unschönheiten mancher Phasen des Gemüsegartens begegnen wir neuerlich immer bewußter mit kleinen Abtrennungen und Gliederungen durch große und kleine immergrüne und andere Hecken; hierbei ist uns ein neuer großer Reichtum von Gehölzen zur Hand.

Wir glücksverwöhnten Menschen tappen noch tastend durch den ungeheuren Reichtum des Lebens, mit dem uns unsere Zeit gesegnet hat. Zum Allerschönsten im Dasein, soweit es äußere Lebenskultur betrifft, gehört aber die Freude an Hochqualitäten all der stillen einfachen Dinge, die unser tägliches Leben umgeben.



Weißer Speck-Kohlrabi, der zugleich als Früh- und auch als Spätsorte Verwendung finden kann. Kohlrabi sollte mehr und mehr auch roh in jüngerem Stadium gegessen werden.

Es sei jedem Kulturmenschen, der ein wenig Gartenland nicht nur für Obst, sondern auch Gemüse übrig hat, ans Herz gelegt, sich bei der Auswahl seiner Gemüsesämereien um die edelsten Sorten zu bekümmern und dabei nicht zu vergessen, daß nur Züchterfirmen von sehr großem Range in der Lage sind, solche Hochqualitäten von Sämereien edler Gemüse Jahr für Jahr auf der Höhe zu halten.

Die Verbraucher sollen also auch Zwischenhändler ihre Fühlung mit der Tragweite dieser Dinge merken lassen und nicht so tun, als ob Kruppbohnen eben Kruppbohnen sind und Radieschen nun mal bei Hitze holzig und hohl werden müßten.

Eine Unzahl von Enttäuschungen im Gemüsebereich ist völlig weggezüchtet worden. Leute, welche dem alten Ärger anheimfallen, wirken schon selber wie veraltete mindere Sorten.

Wer von irgend jemand eingeredet bekommt, daß in seinem Garten der Mais nicht reif würde, lasse sich nicht beirren: erstens wird er noch reif, zweitens gibt es schon mehr als drei zeitliche Folgesorten, deren Benutzung ihm in Zukunft die schöne Maiszeit verdreifacht. Dies ist sehr wichtig, denn die Zeit der eigentlichen Genussreise ist bei der einzelnen Maissorte nicht sehr lang. Dies herrlich bequeme Gemüse schmeckt wie verklarte Erbsen und paßt auch trefflich zu Karotten. Dazu kommt noch der einzigartige Würzgeruch der gekochten Kolben, die man beim Essen wie eine Mundharmonika ansieht.

Man bittet alle diese Darlegungen, die ja an dieser Stelle noch sehr ungewohnt sind, recht ernst zu nehmen und aus der Lebhaftigkeit ihres Tones auf die wunder-

baren geistigen Hintergründe zu schließen, die für den Weltverwöhnten mit diesem Freudenreich verbunden sind.

Mohammed verheißt Strafen allen denen, die sich irdische Freuden fahrlässig haben entgehen lassen.

Unter uns gesagt: wenn man von großer Reise kommt und alle möglichen gefeierten Glücksarten durchlebte, dann erfährt man oft am tiefsten, an welcher unglaublich hohen Stelle alles mögliche stille Gartenglück steht. . . . Eine geistige Genugtuung ohnegleichen, wenn die Frau zu dir sagt: „Sieh mal bloß, wie meine Bohnen stehen!“ —

Die Fortschritte gehen in lauter unerwartete Richtungen. Die herrliche Rhabarberzeit ist durch drei zeitliche Folgesorten verdreifacht. Die eingemietete Karotte „Winterkönig“ behält ihren Frühlingsgeschmack und ihre Zartheit bis Ausgang Winter. Beiläufig wollen wir hier noch die Stichworte edelster Salate und Spinats fallen lassen: „Kristallkopf“, „Ungarischer Nekkopf“, Winterspinat „Rieseneskimo“. Nichteingeweihte ahnen nicht, welche nüchterne Riesenarbeit und Geduld hinter all den phantastischen Sortennamen stehen und wieviel unnütze Arbeit dem Mugnießer durch diese Erfolge erspart wird.

Verwechsle nicht den Kürbis „Riesenzentner“ und die Gurke „Sensation“ oder die Melone „Freiland Sieger“ mit allen möglichen anderen — du würdest den genannten bitter unrecht tun. —

Man kann gar nicht neugierig und gläubig genug in diesen Schätzen herumfuchen.



Artischocken sind ausdauernde „Schmuckgewächse“, die nebenher ihre Blütenböden zum Verspeisen mit Öl und Essig als Rohgemüse liefern.



Der Rotkohl Schwarzkopf begleitet unsere Wildbretgerichte als unentbehrliche Gemüse durch den ganzen Winter.

*Aufnahmen: Werkbild
Großgärtnerei F. C. Heinemann, Erfurt*

Ziertomaten in langen Gehängen kirchgroßer Früchte mit zauberhaftem Aroma, das man der Tomate kaum zugetraut hätte, sind wirklich eine erhebliche Angelegenheit. Mit der Maierbse „Vorbote“ sind wir im Frühling den anderen Erbsenfreunden um viele Pferdelängen voraus. Das Radieschen „Riesenbutter“ ist eine Traumerfüllung für jung und alt.

Es gibt ein Buch übers Gemüse mit dem erfrischenden Verfässernamen Nebelthau, ein Inselbändchen für achtzig Pfennig, das Gemüsefreuden, Mühen und Erfolge unserer Tage auf eine ganz besondere Art schildert, so daß jedem, der es liest, das Gemüse von da ab bestimmt noch besser schmeckt als zuvor. Hier legt zum erstenmal das Lebens- und Kulturgefühl unserer Tage seine Hand auf diese emporgewachsene hold-ländliche Angelegenheit. Das Buch ist eindringend sachlich geschrieben und dennoch „schöne Literatur“. Es enthält bei aller liebenswerten Schlichtheit Frische und Eindringlichkeit der Belehrung ganz nebenbei sozusagen die erste universelle Distanznahme zu seinem Gegenstand. Es schildert ihn geistig im eigenen Saft gekocht. — Man sollte mit dem Buch herumstreuen und herum-schenken, wo man kann.

Große Umgruppierungen, Belebungen und Fortschritte auf solchen Sondergebieten unseres leiblich-geistigen Daseins haben nicht nur unerwartete Begleiterscheinungen, sondern münzen sich auch nach einem großen Kontrapunktischen Gesetz in Verwandlungen und Daseinssteigerungen auf völlig anderen Gebieten um. Es entwickeln sich auch wundervolle Gegenspielerschaften zu anderen Glücks- und Schönheitsbezirken.

R u n d s c h a u

Unverminderte Spannung. Durch die deutsche Regierungskundgebung vom 30. Januar war eine Beruhigung in der internationalen Lage eingetreten. Aber die Spannungen in der Welt erwiesen sich als stärker als der deutsche Wille zum Frieden. In Spanien haben die Truppen des Generals Franco durch die Einnahme von Malaga und die Vortragung des Angriffs im Süden wesentliche militärische Erfolge errungen. Um Madrid tobt der Kampf weiter, ohne daß sich die Waage einer Partei schon entscheidend gesenkt hätte. So ist leider mit der Fortdauer des Blutvergießens und damit neuer Zwischenfälle zu rechnen. Man darf aber hoffen, daß das Verbot der Freiwilligenwerbung in allen Ländern sich auf die Intensität der Kampfhandlungen abkühlend auswirken wird. Denn es ist anzunehmen, daß die beteiligten Mächte alles tun werden, um die Beschlüsse des Nichteinmischungsausschusses in London nicht nur auf dem Papier zu belassen. Für die dringend notwendige Beruhigung Europas wäre damit viel gewonnen, wenn freilich auch das Vertrauen in das Funktionieren einer internationalen Maschinerie nach dem Versagen des Völkerbundes überall stark abgenommen hat. Wie notwendig eine Beruhigung der aufgeregten europäischen Meinung ist, beweisen die immer wiederholten Störungsmanöver bestimmter Kreise im Auslande, die, ähnlich wie bei den Falschmeldungen über Marokko, neuerlich versuchten, durch Alarmnachrichten über Danzig wiederum Gift zu streuen. Für Danzig ist inzwischen der Schweizer Professor Carl Burckhardt als neuer Völkerbundskommissar ernannt worden. Die Berufung dieses Politikers und bedeutenden Historikers auf den schwierigen Posten erweckt für die Zukunft die Hoffnung, daß die Danziger Frage von einem Manne betreut wird, der aus eigem Studium tiefes Verständnis sowohl für historische Zusammenhänge wie für politische Notwendigkeiten mitbringt. Professor Burckhardt ist unseren Lesern bekannt als der Verfasser der hervorragenden Biographie von Richelieu.

Wir dürfen auch verbuchen, daß in der englischen Öffentlichkeit sich Verständnis gezeigt hat für die schwierige Lage der Sudetendeutschen. Das hat mit dazu geführt, daß die Regierung der Tschechoslowakei eine Verlautbarung über die Lage der Minderheiten in der Tschechoslowakei herausgegeben hat. Freilich ist diese Denkschrift alles andere als befriedigend, aber es ist schon als Fortschritt zu buchen, wenn die sudetendeutsche Frage in die Erörterung der Weltöffentlichkeit in anderem Sinne als bisher einbezogen wird.

Der deutsche Außenminister hat in Fortführung der in Berlin begonnenen Gespräche der österreichischen Bundesregierung einen Besuch abgestattet. Damit ist ein weiterer erfreulicher Schritt in der Annäherung der beiden deutschen Staaten getan.

Wenn aus dem Fernen Osten auch keine Meldungen über unmittelbare neue Verwicklungen vorliegen, so ist die Lage dort nach wie vor doch ebenso gespannt wie in Europa. In Japan ist es dem General Hajashi gelungen, eine Regierung mit Unterstützung des Militärs zu bilden, in der kein Vertreter der Parteien

sist. Die kommende Auseinandersetzung geht um mehr als darum, ob trotzdem diese Regierung mit dem Parlament wird arbeiten können: auswärtige und Finanzpolitik stehen im Vordergrund, die Verfassungsfrage tritt ihnen gegenüber zurück. Und die auswärtige Politik Japans kann den ganzen Fernen Osten erneut in Bewegung setzen.

Die englischen Schwierigkeiten in Palästina können nicht als behoben gelten. Schien es eine Zeitlang, als ob die Araber zu einer Verständigung geneigter geworden wären, so lauten die letzten Nachrichten wiederum ungünstiger. Aber weder die Unruhen in Palästina noch die Gefahren im Fernen Osten rechtfertigen allein die ungeheure englische Aufrüstung, für deren zusätzliche Finanzierung mindestens 1,5 Milliarden Pfund Sterling als Anleihe bewilligt werden sollen. Die englische Aufrüstung in diesem bisher unerhörten Ausmaß ist weitaus das wichtigste politische Ereignis, gegenüber dem alles andere in den Hintergrund gedrängt wird. Eine solche Rüstung würde freilich genügen, Englands Wort bei künftigen Konflikten so gewaltig zu machen, daß ihr Ausbruch beschworen werden könnte. Allerdings aber bedeutet die Tatsache einer solchen gewaltigen Aufrüstung kein beruhigendes Moment, da sie schließlich ja auch anders als nur zur Bewahrung des Friedens eingesetzt werden kann. Um das Programm durchzuführen, braucht England Zeit. So wird es nicht darauf drängen, daß europäische Entscheidungen bald gesucht werden.

Künstliche Veraltung. Die Zeit hat, wie jedermann weiß, eine unumkehrbare Richtung, und so sehr es auch oftmals schmerzt, sie läßt sich weder mit Gewalt noch mit List in langsameren oder schnelleren Fluß bringen. An ihrem rascheren Abfluß wäre allerdings auch niemandem etwas gelegen. In unserer Langenweile steckt, wie Friedrich Hebbel richtig gesehen hat, ein Widerspruch: „Wem der Tag auch manchmal zu lang scheint, dem ist das Leben doch immer noch zu kurz.“ Abgesehen von diesen grundsätzlichen Erwägungen gibt es nun aber Sonderfälle, wo man diese naturgegebene Regulierung der Zeit nach beiden Richtungen hin gern einmal durch eine Ausnahme bestätigen würde. Wir wollen hier von Verjüngung und dem großen Kapitel der Zeitverzögerung gar nicht erst sprechen. Es gibt aber auch einzelne Fälle, wo unserem menschlichen Bedürfnis ein schnellerer Ablauf der Zeit, ein Zeitensprung, genehm wäre. Da ist z. B. das ungelöste Problem, den Wein künstlich altern zu lassen, ohne daß dies eine Qualitätsminderung mit sich brächte. Oder ein ähnliches Problem: die wundervolle blaugrüne Patina, die sich im Laufe einer bestimmten Zeit auf den Kupferdächern von Domkuppeln bildet. Auch diese Alterserscheinung hat man bislang, obwohl es sich bei ihr doch im Gegensatz zum Weine offenbar um einen verhältnismäßig einfachen chemischen Prozeß handelt, dem Walten der Zeit überlassen müssen. Es ist nun aber unlängst doch ein Versuch gemacht worden, dem Geheimnis der Patina auf den Leib zu rücken, mit dem Ziele, die Zeit auszusalten bzw. durch verstandesmäßige Chemikerüberlegung zu ersetzen und eine künstlich gealterte Patina zu schaffen. Bei diesen Versuchen in einem Berliner Laboratorium wurde zunächst ein bisher herrschender Irrtum korrigiert. Die

Patina soll nicht, wie man angenommen hat, aus basischem Kupferkarbonat, sondern aus einem entsprechenden Kupfersulfat bestehen. Experimentelle Proben ergaben hierfür die Bestätigung. Bestäubt man blankes Kupfer mit einer zehnprozentigen Ammoniumsulfatlösung und läßt diese 24 Stunden einwirken, so bildet sich eine feste, blaugrüne Patina, welche auf natürlichem Wege in dieser Festigkeit erst nach zehn bis zwölf Jahren entstanden wäre.

Ist damit nun das Geheimnis der Patina gelöst und steht ihrer künstlichen Herstellung gleich beim Bau eines Kuppeldaches nichts mehr im Wege? Es hat den Anschein, und doch möchte man in einer, sei es schon eigensinnigen Skepsis verharren, die auf ihre Weise nach Gründen sucht: Könnte nicht das rätselhaft lebendige Grün alter Domkuppeln noch irgendwelche unerkennbaren Einflüsse der Atmosphäre in sich eingesogen haben, die nicht auf einfache Laboratoriumsformeln zu bringen sind und Unterschiede bewirken, welche für den Chemiker nicht erkennbar und somit auch nicht vorhanden sind? Die natürlich gealterte Patina spricht jedenfalls das Auge so an wie sonst nur wahrhaft künstlerische Farben mit geheimer seelischer Tiefendimension, an deren Zustandekommen das Leben und die lebendige Zeit gewirkt haben. Unsere Architektur ist am Betrug der Technik und Mathematik sowieso bereits heillos erkrankt. Das schnelle, fast zeitlose Emporwachsen der Häuser in allen ihren Arbeitsgängen ist ihrer Lebendigkeit fast ebenso schlecht bekommen wie Treibhauspflanzen die künstliche Wachstumsseile, und der vorausschauende Geist sah erst einen gewissen Ausgleich gerade durch das Altern kommen, durch die langsame chemische Verwitterung, mit der das Leben auch in eine schlechte Architektur wieder einzieht. Wie aber, wenn nun der mechanistische, zeitlose Geist auch diesen letzten Lebensprozeß vorwegnehmen möchte? Dann bliebe uns in der Tat nichts als die Hoffnung auf die Rache der Dämonen.

Ein alter Mitarbeiter. Kurz nach der Feier seines 80. Geburtstages ist der Professor Dr. Carl Krebs gestorben, der durch lange Jahre hindurch in der „Deutschen Rundschau“ das Berliner Opern- und Konzertleben begleitet hat. Krebs, ein Schüler Philipp Spittas, im tiefsten Innern den großen deutschen Meistern verschworen, hat in seiner kritischen Tätigkeit trotzdem jederzeit Verständnis für wirklich lebendige und wesenhafte neue Musik gehabt, wenn er es auch ablehnte, allen mit lautem Tamtam angekündigten Richtungen und neuen Genies zu huldigen. Außer den regelmäßigen Berichten über das Berliner Musikleben hat Carl Krebs in der „Deutschen Rundschau“ viele kluge und substantielle Aufsätze veröffentlicht, so über Johannes Brahms, über Ditters v. Dittersdorf, über Eduard Hanslick, Robert Radecke und andere. Carl Krebs, der im Berliner Musikleben seinerzeit zu den bekanntesten Kritikern gehörte, war Senatsmitglied und zweiter ständiger Sekretär der Akademie der Künste durch lange Jahre. Seine Bücher „Die Frauen in der Musik“, „Schaffen und Nachschaffen in der Musik“, „Haydn, Mozart, Beethoven“, „Meister des Taktschodes“, „Des jungen Kreislers Schachkästlein“, die Urtextausgaben von Beethovens und Philipp Emanuel Bachs Klaviersonaten und die Briefwechsel zwischen Brahms und Spitta und Brahms und Dessoff gehören der deutschen Musikgeschichte an.

Die Tugendrose. Der Papst hat der Königin von Italien und Kaiserin von Aethiopien die „Tugendrose“ verliehen. Ein Ereignis, über dessen politische Nebenbedeutung die italienischen Zeitungen allerlei Kommentare gemacht haben, ohne daß uns diese vom deutschen Standpunkte aus näher zu beschäftigen brauchten. Es ist daher auch nicht viel mehr als die kurze Anzeige des Tatbestandes durch unsere Presse gegangen, und sie ist als solche kaum weiter beachtet worden. Wer sie jedoch beachtet hat und selber nicht Katholik ist, wird vielleicht ein wenig gestutzt haben. Tugendrose? Welch merkwürdiges Wort. Worum handelt es sich hierbei? Offenbar um eine Auszeichnung. Man blättert unter T im Konversationslexikon nach. In den kleineren meistens vergeblich. In den größeren dagegen findet sich wenigstens das Wort mit dem gleichzeitigen Hinweis auf „Goldene Rose“. Nachdem man dann unter G weitergesucht hat, landen diese Bemühungen endlich bei einem kurzen, fünf bis zehn Zeilen langen Absatz, welcher in nahezu allen Lexika der letzten hundert Jahre ungefähr folgenden stereotypen Wortlaut hat: „Goldene Rose. Rosa aurea. Päpstliches Gnadengeschenk, aus einer goldenen, mit Diamanten besetzten Rose bestehend, welche durch Besprengung mit Moschus und Balsam wohlriechend gemacht und vom Papste am Rosensonntage (Laetare) unter besonderen Zeremonien geweiht wird, um danach an fürstliche Persönlichkeiten, Korporationen, Städte oder um die Kirche verdiente Privatpersonen verliehen zu werden. Urban V. soll um 1366 die erste goldene Rose geweiht haben. . .“ Der „Große Herder“, sicherlich am besten unterrichtet, sagt, daß die „Goldene Rose“ zuerst 1049 unter Leo IX. erwähnt wird. Hat man ein protestantisches Lexikon zur Hand, so findet sich meistens noch der Hinweis, daß die Goldene Rose von Leo X. auch an Friedrich den Weisen von Sachsen im Jahre 1518 verliehen wurde in der Hoffnung, auf diesem Umwege die Reformation einzudämmen.

Welch mehr oder weniger fragwürdiger Gebrauch jedoch im einzelnen mit dieser hohen Auszeichnung getrieben sein mag, ihr Gedanke besitzt gerade für denjenigen, der ihm bei dieser Gelegenheit zum ersten Male begegnet, etwas seltsam Erregendes. Vom Triumphzug bis zum „Pour le mérite“ hat sonst immer nur die männliche virtus ihre sichtbare Ehrenbezeugung unter den Menschen gefunden, während dieses Beispiel wieder einmal zeigt, wie lediglich die Katholische Kirche immer wieder von den verschiedensten Seiten her die „Aufgabe gegen die Natur“ angepackt hat, auch dem „passiven“ Heroismus hohen irdischen Respekt zu verschaffen. Hinzu kommt, daß es heute um den bloßen Namen dieser Auszeichnung bereits von Problemen flimmert. Problemen einer Zeit, die ihren Wit und ihre Bosheit an nichts so geschliffen hat wie an dem Worte „Tugend“. Numoren nicht die Schatten aller großen und kleinen Spötter von Voltaire bis Wilhelm Busch und Friedrich Nietzsche ausgerechnet bei diesem gefährlichen Worte in ihren Gräbern lauter als bei der Posaune des Jüngsten Gerichtes! So laut und unruhig, daß man von ihnen angesteckt werden könnte, oder aber gerade bei dieser Gelegenheit unversehens einige Schuppen von den Augen verliert. In welche seltsame Perversion sind wir doch mit dem Worte Tugend hineingeraten, daß man sich beinahe schämen möchte, es noch so laut

genannt zu hören! Die schlichteste, naturgegebene Bezeichnung moralischer Qualität! Die direkte Anrede einer großen, ewigen Lebensmacht! Wie weit hat Schriftsteller Sprache und Schriftstellergeist von uns schon Besitz ergriffen, daß uns die natürliche Sprache die Dinge nur noch als Karikatur zu bezeichnen scheint, daß man bei Tugendrose fast zwangsläufig an einen Schmutz für alte Jungfern denken möchte! Und wohin würde eine solche Entwicklung führen, wenn nicht doch immer wieder konservative Mächte da wären, die den Mut haben, den Dingen ihre einfachen, ewigen Namen zu lassen.

Berliner Theater. Die Spielzeit der Berliner Bühnen zeichnet sich diesmal dadurch aus, daß unter den Erstaufführungen die Klassiker Seltenheitswert bekommen haben. Shakespeare fehlt bisher ganz: es ist, als ob der immer noch ausverkaufte „Hamlet“ des Staatstheaters alle andern aus dem Felde geschlagen hat. Goethe und Kleist fehlen ebenfalls, bis auf den dreigeteilten „Faust“ des Rose-Theaters: nur Schiller ist mehrfach vertreten. Das Staatstheater brachte die „Maria Stuart“ mit Käthe Dorsch und Maria Koppenhofs, das Schillertheater eine sauber interessante Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ mit Maria Schanda in der Titelrolle; das Deutsche Theater stellte daneben das gleiche Drama mit Frau Luise Ulrich als Johanna, wobei Herr Hilpert gleichzeitig den Versuch unternahm, die Romantik des Schauspiels durch Humor zu mildern. Von den Dichtern der nachklassischen Zeit kam Grabbe mit „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ im Deutschen Theater zur Aufführung; das Staatstheater brachte zu seiner Jahrhundertfeier „Don Juan und Faust“ heraus, in einer von Herrn Fehling geleiteten, nur auf das Wort gestellten Inszenierung, die die Tragödie des jungen Grabbe ohne alle dekorativen Zutaten nur durch sich selber und das funkelnde Schauspiel des Herrn Gründgens wirken ließ, der den Don Juan spielte. — Den stärksten Erfolg von Stücken der Vergangenheit errang Calderons „Nichter von Zalamea“ in der Bearbeitung von Wilhelm von Scholz, vor allem dank der Leistung Heinrich Georges, der ein sehr überlegen vitaler Alkalde und Vater war. — Zum Ersatz für die nichtgespielten Klassiker gab es eine Reihe von Wiederaufnahmen älterer Stücke: Hauptmanns „Pippa“ kam im Staatstheater in einer sehr schönen Aufführung unter Herrn Müthels Regie heraus, die allen Glanz des Märchens und viel von seinem tiefen Sinn heraus hob: Fräulein Käthe Gold spielte die Pippa, besser, sie tanzte sie und wurde neben Kayflers Wahn und Klöpfers altem Huhn ein nachklingendes Erlebnis. Hilpert stellte neben dies Märchen Gerharts „Die armseligen Wesenbinder“ seines Bruders Carl Hauptmann und gab so Gelegenheit, die tragische Gestalt des seltsamen Mannes an einem seiner lebendigsten Stücke wieder einmal zu erleben. Die Volksbühne brachte Schoenherrns „Glaube und Heimat“ und ließ den Sinn der Tragödie: den Sieg des Glaubens auch über die Heimat, schön zur Geltung kommen. Shaws „Androklos und der Löwe“, im Deutschen Theater wieder einmal hervorgeholt, gab Herrn Rühmann Gelegenheit zu einer diskret amüsanten Gestaltung des klugen kleinen Schusters, der mit seinem Löwen und seinem Instinkt für die Tiere der gesamten Menschenwelt überlegen

ist. Eine zweite Komödie von Shaw kam im Theater an der Saarlandstraße heraus: „Die Millionärin“ — eine nachdenklich amüsante Mischung aus Menschengestaltung und Schwank, die dem Publikum viel Spaß bereitete. — Das Übergewicht über Klassiker und ältere Autoren aber hatten in den mittleren Monaten der Spielzeit die Lebenden der jüngeren Generation. Das Deutsche Theater brachte Gilbrichts „Charlotte Corday“ mit einem vortrefflichen Marat des inzwischen leider der Grippe zum Opfer gefallenen Herbert Prigann und einer zarten Charlotte Corday von Agnes Salloker. Die Volksbühne stellte Otto Brües mit seinem Volksstück vom Papa Brangel heraus, der 1866 durchaus noch mit in den Krieg will: Jacob Tiedtke gab eine sehr amüsante quecksilbrige Leistung in der Rolle des alten Herrn. Den Schatten des Herrn von Holstein beschwor Eberhard Wolfgang Moeller in seinen Szenen von der „Grauen Eminenz“, die das Rose-Theater spielte; Roland Schacht kam gleich mit zwei Komödien, einer „Christine von Schweden“, die Hilde Hilbebrandt im Komödienhaus, und einer „Schauspielerin“, die Agnes Straub im Renaissance-theater spielte. Sie hatte damit Gelegenheit, wieder einmal ihre Virtuosität und ihr Können, ihre Kunst und ihr Theater nebeneinander zu erleben. Einen großen Erfolg errang Maria Bard in Per Schwenzens „Jan und die Schwindlerin“, einer der Komödien, die das Staatstheater bei den Autoren bestellt hatte und nun im Kleinen Haus herausbrachte. Frau Bard gab der Sekretärin des Mannes Jan, der als verlorener, aber reich gewordener Sohn zu seiner kleinen Frieseninsel heimkehrt und nun seine Sekretärin für die Millionärin, sich für ihr Faktotum ausgibt, so viel Scharm und Laune, daß das behagliche Spiel ein starker Erfolg wurde. Einen solchen Erfolg errang auch Juliane Kay mit ihrer zweiten Komödie „Der Schneider treibt den Teufel aus“, die die Komische Oper in einer Mittagsvorstellung herausbrachte — ein Volksstück mit tieferer Bedeutung, an dem aber das Volksstück mit der herrlich berlinernden Hanne Mertens und mit der bayrischen Toni van Eyck den Sieg davontrug. Eine Mittagsvorstellung im Deutschen Theater ließ auch Paul Gurl zu Wort kommen mit seiner Komödie vom Magister Tinius, dem seltsamen Büchnarren, der aus Leidenschaft für das Buch zum Mörder wurde und erst kurz vor seinem Tode den Durchbruch seines Gewissens erlebt. — Das ist im wesentlichen das Ergebnis: eine gute Mischung aus Altem und Neuem, Schauspiel und Theater, Unterhaltung und Literatur — in den Wirkungen Beweis für die kräftige Lebendigkeit des Theaters trotz Film und Radio. Fechter.

Das Flügelhaus

Roman

(Schluß)

Neben der Feier mit den Bauleuten wollte Herr Kortüm am Abend ein kleines Essen im engsten Kreise geben. Da Wingens Gedicht nicht fertig geworden war, hatte er selbst eine Rede ausgearbeitet. „Kein Fest“, seufzte er, „scheint so vielen Zwischenfällen ausgesetzt zu sein wie ein Nichtfest — je weniger Teilnehmer, desto sicherer“ — Konstanze sollte mitfeiern, Holdermann und Monich. Niemand sonst. Drei Paten sollten mit ihm zusammen das Flügelhaus aus der Taufe heben, und da eine ernste und einschneidende Feier zu begehen war, hatte er festlich und mit allem Aufwand gedeckt: Silber, altes Porzellan und Damast. Auf einem Seitentischchen standen einige Rotweine und im Eiskübel mehrere Rheinweine. Prüfend überslog er die Vorbereitungen. Etwas fehlte noch . . . „Die Blumen“, murmelte er und eilte aus dem Saal.

Der Gedanke an Kortüms Schinken und an Kortüms Erdbeben hatte den Doktor Windhebel veranlaßt, nach einem kurzen Spaziergang die Nähe der Menschen eher aufzusuchen, als dies sonst seine Gewohnheit war. Der Gelehrte kam in den Kaminsaal, bemerkte den gedeckten Tisch und trat näher. Für Aufmachung fehlte ihm der Sinn. Er bemerkte die festlichen Anstalten gar nicht. Aber die Flaschen zog er eine nach der andern aus dem Kübel und las sorgfältig die Schilder. Da trat Herr Kortüm ein. Er trug in beiden Händen lose Weilchen, die er diesmal nicht in ein Glas setzen, sondern über den Tisch verstreuen wollte. Das hatte er sich sehr hübsch gedacht. Nun aber stand er, die beiden weilchengesüllten Hände vor den Leib gedrückt, erschrocken vor dem Doktor Windhebel.

Der klopfte an die alte Flasche Pfalzwein, die er eben in der Hand hielt: „Zu theologisch.“

Der Gelehrte trank nur Mosel, bevorzugte die zuckerlosesten Jahrgänge und vertilgte sie mit dem Worte „Ubi sunt“ rasch von dem unzuverlässigen Erdboden. Das konnte Herr Kortüm noch nicht wissen. Auch ließ er sich nicht gerne in Sachen hineinreden, die er besser verstehen mußte. Gerne wäre er grob geworden, aber diesen Mann mußte er wie ein rohes Ei anfassen. Jeden Augenblick konnte der Kerl wieder um Näheres hinsichtlich des Achtzehnten dieses Monats bitten. Zu theologisch? — soweit er wußte, begann Kortüm höflich, teilte man die Gewächse nicht nach den Verufen der Trinker ein, sondern —

„— sondern nach den Trägheitsmomenten der Verufe, ich weiß“, unterbrach ihn Windhebel, rückte einen Stuhl, setzte sich und ersuchte Herrn Kortüm mit einer Handbewegung, ebenfalls Platz zu nehmen.

Der Gastgeber stand sprachlos da: glaubt dieser Mensch, daß dieser Tisch ein gewöhnliches Abendgedeck ist? Er legte seine Beilchen auf einen Haufen neben seinen Zeller und setzte sich — kochend vor Grimm, aber nur innerlich. Nach außen durfte seine wahre Meinung nicht dringen. Die Folgen konnten unabsehbar sein. Windhebel schenkte sich ein, schmeckte: „Gut. Selbstverständlich gut.“ Aber nun begann er eingehender vom Wein zu reden. Seine Ansichten waren so revolutionär, daß Herr Kortüm immer in Angst schwebte, der Mensch könne jeden Augenblick und ganz zwanglos von seinem Mosel auf Erdbeben zu sprechen kommen. Er war froh, als Liese hereinkam. Kortüm konnte jetzt die Rede des Forschers unterbrechen. Er gab dem Mädchen den ausführlichen Auftrag, ein weiteres Gedeck aufzulegen.

Windhebel kam auch sobald nicht wieder zu Worte, denn Konstanze erschien nun, nach ihr Holdermann. Sie hatten beide kein Erdbeben auf dem Gewissen, wollten vielmehr Herrn Kortüm heute gründlich zur Rede stellen über die Ereignisse in jener Nacht, über die kein Mensch klare Auskunft geben konnte. Kortüms neuen Gast empfanden sie wohl als eine Überraschung, aber nicht als eine unheimliche. Sie bemerkten nur einen etwas nachlässig gekleideten Herrn, dessen Name ihnen unbekannt war. Monich kam als letzter, wußte auch nichts von der Gefahr, saß ahnungslos auf dem Vulkan und fühlte sich unendlich wohl. Konstanze merkte bald das Salz in Windhebels Worten. Sie wurde immer heiterer. Draußen im Hof hatte auch die richtige Feier erst begonnen. Die Kapelle war durch eine Pauke ergänzt worden und ging unter lautem Beifall in Tanzmusik über. Mädchen hatten sich eingefunden. Lachen und Fröhlichkeit schallten in den Saal. Riesige Wolken wälzten sich vom Bratwurstrost über den Hof hinauf durchs offene Gehälf des Flügelhauses in den Nachthimmel. Kortüms Sorge ließ etwas nach. Er suchte schon den Zettel mit der Festrede in seiner Rocktasche, zog ihn hervor, strich ihn glatt —

„Jetzt kommt de Nichtfestrede“, sagte Monich halblaut zu seinem Nachbar Windhebel.

„Nichtfest feiern?“ fragte der Gelehrte, „ich würde mir das überlegen, Herr Kortüm. Diese Gegend scheint ein Erdbebenherd zu sein.“

Herr Kortüm erschrak bis ins Mark. Aber Konstanze lachte harmlos:

„Jede Gegend ist ein Erdbebenherd — fand ich wenigstens bis jetzt, Herr Doktor!“

Windhebel sah sie durch die Nickelbrille an, und wenn er lächeln gelernt hätte, so würde er jetzt gelächelt haben. Er zog nur die Luft durch die Nase und sagte: „In Ihrem Sinne genauer gesagt: jede bewohnte Gegend, gnädige Frau.“

„Langt auch noch nicht!“ rief Holdermann: „Jede von Menschen bewohnte Gegend!“

Herr Kortüm knitterte jetzt hörbar mit seinem Zettel und wollte mit der Rede beginnen, um die gefährliche Richtung des Gesprächs abzubiegen: „Und da nun, meine Verehrten, der Mensch zum Wohnen ein Haus braucht —“

„In Ihrem Museum stellen Sie aber das Gegenteil fest“, sagte Windhebel.

Zornig mußte Herr Kortüm zusehen, wie der Gelehrte nach dieser offenbar

feindseligen Unterbrechung seiner Rede ein volles Glas des Weines hinuntergoß, den er noch kurz vorher als zu theologisch bezeichnet hatte.

„Mein Museum enthält Gegenstände aus vergangenen Zeiten“, begann er, „wir aber sind am Leben —“

„— und wir machen nach Kräften Erdbeben und feiern dann Nichtfeste . . .“, sagte Windhebel gelassen.

„Sie ham wohl schon ämal eens mitgemacht?“ fragte Monich vorsichtig. Windhebel nickte.

„Erzählen Sie!“ sagte Konstanze. Kortüms heimliches Zuwinken hatte sie nicht rechtzeitig bemerkt.

Während Holdermann Windhebels Kopf auf das Tischtuch zeichnete, begann Kortüms neuer Gast: Die Herrschaften mußten sich vorstellen, daß die Erde in Wellen geht. Etwa ellenhoch. Die Gebäude ruckten eine Bruchsekunde mit und brächen dann auseinander. Der bläuhdurchzuckte Himmel sei schwarz. Nichts würde man sehen, wenn nicht hier, dort, überall Feuer ausspränge. Die Herrschaften ständen auf dem Pflaster, und unter ihnen bewegte sich die Erde krachend aufwärts. Die Kirche am Abhang drüben stehe plötzlich unter ihnen, sie blickten auf das Schieferdach der Kirche, das Dach reiße auf, der Altar steige aufwärts. Sie sprängen zurück, aber hinter ihnen sei die Erde gespalten, eben verschwände ein Eisenbahnzug in dem Spalt — und es sei vorbei. Der Himmel helle sich auf, die Wolken verwehten, die Sonne scheine, und friedsam läge die Erde wieder da. Wissenschaftlich betrachtet, sei wenig verändert. Die Baulichkeiten natürlich, die seien weg . . .

„Weg“, sagte Monich verdutzt.

Herr Kortüm sah nach dem Fenster hin. Draußen feierten sie, tranken, lachten. Der gelbe Schein der Windlichter erhellte das Gebälk des Flügelhauses ein wenig und mit ihm den Nichtkranz, der wie ein Schimmer des Regenbogens im nächtlichen Himmel stand. Musik klang herein . . .

Langsam faltete Kortüm mit zitternden Fingern den Zettel zusammen, auf dem seine Festrede stand: „Das war ein freundlicher Nichtspruch“, sagte er und blickte den Doktor Windhebel unter hochgezogenen Augenbrauen an.

„Schade, daß ich Ihren Spruch nicht mehr höre — ich muß morgen zeitig fort“ — der Gelehrte stand auf und verabschiedete sich — „aber ich bin bald wieder bei Ihnen zu Gaste. Es gefällt mir hier. Weiterhin ein gesegnetes Nichtfest, meine Herrschaften.“

★

„Da schtehn een je de Haare zu Berge“, sagte Monich und sah immer noch auf die Tür, die sich hinter Windhebel geschlossen hatte. „Wer war'n der Kerl?“

„Ob der Mann die Nacht ein Auge zutun kann?“ fragte der Professor und blickte gleichfalls die Tür an. „Was wollte der denn?“

Konstanze schüttelte den Kopf: „Ins Schottenhaus kommen absonderliche Leute, Herr Kortüm.“

Der Herr des Hauses nickte: „Ich weiß auch den Grund: weil's noch nicht fertig ist.“

„Und wenn die Gerüste weg sind?“

„Dann kommen endlich die regelrechten Gäste.“

Holdermann sah auf: „Die Regelrechten — so. Nun sagen Sie aber, was sich in den letzten Tagen hier oben eigentlich begibt.“

Herr Kortüm schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Wo Gras wuchs, Herr Professor, da entsteht jetzt eine Menschenwohnung. Das wirbelt Staub auf. Aber Gott sei Dank, daß dieses Nichtfest nun vorüber ist!“

„Es hat noch nicht begonnen!“ rief Konstanze.

Herr Kortüm zeigte auf die Uhr.

„Ich meine nicht heute“ — Konstanze drehte eine Tischkarte um, erbat von Holdermann den Bleistift und fuhr fort: „Wer also soll das Nichtfest feiern?“

„Aber wir wollen doch froh sein, liebe gnädige Frau, daß wir es überstanden haben.“

„Wer — sage ich!“ und sie schrieb ein „erstens!“ hin.

„Kortüm“, schlug Monich vor.

„Einverstanden!“ lachte sie und schrieb — — „Zweitens!“

Die Tischrunde wählte zunächst einmal sich.

„Weiter!“

Schweigen.

Dann meinte Holdermann: „Kapitän Langloff.“

Herr Kortüm warf einen entsetzten Blick auf Konstanze: „Niemals!“

„Der schien doch aber ein ganz ordentlicher Herr —“

„Dann komm' ich nicht!“ rief Herr Kortüm.

Monich nickte: „Ich auch nicht.“

„Schade“, sagte Holdermann, „wenn er so von seinen Fahrten erzählte —“

„Wenn das auch so gelogen war wie das, was'r von andern Leuten ihr'n Fahrten erzählte, die gar nicht fahren wollten, wär er besser zu Hause geblieben.“

Der Maler versuchte Herrn Kortüm zuzureden: „Ich möchte ein Bild malen, auf dem Sie beide stehen, Kortüm und Langloff nebeneinander —“

„Mit dem Mann in einem Rahmen!“ rief Herr Kortüm entrüstet.

„Also Herr Langloff nicht“, entschied Konstanze. „Nummer fünf, bitte.“

„Lotte“, sagte Monich.

Jetzt stockte Konstanze, obgleich niemand dagegen war. Holdermann nickte sogar: „Frau Lotte Wingen.“

Zögernd schrieb Konstanze diesen Namen, aber sie schrieb gleich weiter. Holdermann sah ihr über die Schulter und buchstabierte: „Klaus Scharf — — wer ist das?“

Herr Kortüm sah auf und sagte: „Nun, Gnädigste, Sie haben ihn ja schon hingeschrieben.“

„Ja“, sagte Konstanze. Herr Kortüm blickte auf ihre Hand, die mit dem Bleistift trozig einen Punkt hinter das Wort ‚Scharf‘ machte.

„Wer das ist?“ rief Monich, „das ist ä Schulmeister un ä guter Gedanke.“

„Ob er aber einfach so wegstann aus seiner Schule“, gab Herr Kortüm zu bedenken.

Da malte Konstanze noch einen Punkt hinter Scharf. Nun war es ein Doppelpunkt. Und sie schrieb: „Anfrage, wann er kann.“ „Wir richten uns nach ihm“, sagte sie.

„Über Sonnabend und Sonntag kann jeder“, sagte Monich.

„Wenn er nicht verheiratet ist“, ergänzte Holdermann.

„Vor drei Wochen war er noch led'g. Da habch 'n in Besenrode getroffen. Dadrum hat'r ooch Zeit genug, un dadrum kann er ooch 'n Nichtspruch machen un uffsagen.“

„Macht er Verse?“ fragte der Maler.

Herr Kortüm schwieg beharrlich.

„Als Schulmester mußt doch ä Versch fertg kriegen.“

„Gut“, sagte Konstanze, „er soll den Nichtspruch machen. Und wenn er keine Verse machen will, ist der Spruch eben nicht gereimt.“

„Gut“, sprach jetzt Herr Kortüm und blies eine Dampfwolke aus der Zigarre. „Der junge Mann spricht ungereimt.“

Es war Konstanze nicht anzusehen, ob sie sich ärgerte: „Gereimt oder nicht — wenn er Lust hat, braucht er bloß einen Aufsatz zu machen. Wie jemand zu seinem Hause kommt. Oder so ähnlich. Das paßt, und das kann er.“

Herr Kortüm wiegte den Kopf hin und her: „Wenn nur nicht der Doktor Windhebel wiederkommt und —“

„Ach was“, sagte Konstanze, „wenn nur nicht wieder das Haus einfällt in der Nacht.“

„Jawoll, Kortüm“, sagte Monich, „der Schulmester soll komm'n un seinen Versch hier uffsagen.“

„Das getraut er sich nicht, Monich.“

„Dann lese ich ihn“, sagte Konstanze.

„Halt!“ rief Kortüm, „wenn Sie das Gedicht lesen wollen, mach' ich's selber!“

Konstanze lachte: „Nein, Herr Kortüm — Sie dichten nicht, Sie leben, was Sie find!“

16. Die Feste rede

Wingen schlug das Notenbuch auf, setzte sich auf der Orgelbank zurecht und wartete. Es fehlte nur noch die Lust. Aber der Bälgetreter mußte gleich kommen. Er spielte einstweilen ein paar stumme Läufe, probte einige schwere Pedalgänge.

So fand ihn Wenzel.

„Der Schreck is mir richt'g in de Glieder gefahrn, als 'ch heerte, Sie sin wieder da un brauchen Lust. Sie ham doch noch Ferien, un im Urloob machen Sie doch Ihre Schreibarbeeten.“

Wingen schüttelte den Kopf: „Lust, Wenzel!“

„Na, dann weest 'ch nich — das Schreim hat Ihnen doch so gut getan.“

„Das Schreiben schon, Wenzel. Aber nicht, was geschrieben übrigblieb“ —

er griff in die Tasten — „Luft, Wenzel. Los. Wir machen Musik. Die klingt, und wenn wir aufhören, hat es wirklich ein Ende und ist vorbei.“

„Bis uff meine Rückenschmerzen“, bemerkte der Bälgetreter mit Recht, denn er blickte plötzlich in eine arbeitsreiche Zukunft.

„Gegen Rückenschmerzen hilft Sennspiritus. Aber gegen beschriebnes Papier hilft nicht einmal Sennpflaster.“

„Un wenn Se nu die Schreiberei hingerher verbrennen?“

„Dann hat das Schreiben keinen Sinn gehabt, Wenzel! Wir wollen anfangen. Luft!“

„Aber Musike hat een 'n gehabt, wenn se alle is?“

Wingen antwortete nicht mehr. Er war bei seinen Noten. Vielleicht hatte er den letzten Einwand des Bälgetreters schon nicht mehr gehört. Aber Wenzel ließ sich nicht irremachen. Orgelspielen konnte er nicht, Schreiben auch nicht, aber philosophieren konnte er so gut wie andre Leute. „Da schtimmt was nich“, knurrte er auf dem Weg in seine Bälgekammer. „Aber ich komme schon noch drhinger.“

Wenzel ist nie dahintergekommen, warum sein Herr alle überschüssige Kraft von nun an in Musik umwandelte und verklängen ließ mit ihr. Auch noch weit landeskundigere Philosophen als Wenzel begriffen erst viel später, wo die geheime Kraft saß, deren bloßes Dasein Bewegungen erwirkte an scheinbar ganz unverbundenen Orten — in einer fernen Bälgekammer, in einer noch ferneren Schulkube, ja, in der Kabine eines Schiffes unter beinahe endlos entfernten Breitengraden. Dorthin reiste jetzt ein dicker Brief, den Langloff schon auf dem Schottenhaus begonnen hatte und in dem er seinem Sohn, dem Schiffsarzt, höchst wertvolle Angaben über ein nach gesunden wirtschaftlichen Grundsätzen geleitetes Erholungsheim mitteilte — jeder Satz auf Erfahrung ruhend und Goldes wert. Langloff konnte seinem Sohn guten Gewissens raten, bald zurückzukommen und eigne Studien im Schottenhaus und seiner Umgebung anzustellen.

Einen anderen Brief aus dem Kortümbereich, wenn auch nur einen dünnen und kurzen, erhielt Klaus Scharf. Er stand unter dem Goldregenbusch an der Pforte des Hörscheler Schulhauses, las und hatte trotz der knappen Brieffeite beinahe ebensoviel Zeit zum Lesen nötig wie Langloffs Sohn, der Schiffsarzt, brauchte, der doch das gewichtige Material seines Vaters sorgfältig durcharbeiten mußte. Vor allem die Unterschrift schien Klaus schwer einzugehen. Er las immer wieder: Ihre Konstanze Schröter, Ihre Konstanze Schröter, Ihre... Nach einer guten halben Stunde mußte er den Sinn des Briefes wenigstens in großen Zügen verstanden haben, denn er steckte das Schriftstück so sorgfältig und umständlich in die auf der linken Herzseite befindliche Brusttasche wie ein Kapitalist sein Aktienbündel und begab sich in die Schulklasse. Es wurde Zeit: drei Straßen weit schallte der Lärm seiner in unverantwortlicher Weise sich selbst überlassenen Jungen, und der Schulmeister hätte ihn eigentlich unter seinem Goldregenbusch auch hören müssen. Trotzdem ging Klaus in seiner Klasse nicht als ein Gewitter auf, sondern strahlend wie eine Sonne.

Das Aufsatzthema wurde denn auch nicht schwer: Wie Peter zu einem Hause kam.

Das Erfinden ging los, und jeder erfand nach seiner Weise. Hans ließ den Peter selber karren und mörteln. Jochen ließ den Peter der Kürze halber das Haus erben. Friß erkannte eine Möglichkeit im Heiraten. August nahm die Lotterie als Geldgeber an. Ein andrer verlegte seine Geschichte in fremdes Land, wo der Mensch überhaupt nichts braucht, um zum Hause zu kommen. Klaus Schart las alles durch, las es nachdenklich, sagte „Paßt auf“ und fing seinerseits an, eine Geschichte zu erfinden. Er erzählte einfach los, ohne die leiseste Ahnung, was im nächsten Satz geschehen würde. Solche Geschichten freuen Kinder, denn so dichten sie selber. Nur steckten sie die Köpfe zusammen und lüchelten, wenn ihr Schulmeister den Namen des Helden nannte. Er sagte nicht Peter, sondern immer Pedro, als ob die Erzählung möglichst weit weg von Thüringen spielen sollte. Wo man noch seine eigene Geschichte lebendig in Gang weiß, macht man nur im Notfall erfundene Schulden — die nicht erfundenen genügen meistens . . . Konstanze hatte ihm geschrieben . . . man sprach also von ihm . . . Vielleicht nannte jemand eben jetzt seinen Namen im Schottengelande an der falschen Stelle . . .

Sein schlechtes Gewissen trog ihn nicht:

„Aber das Nichtfest ist doch gewesen!“ sagte Lotte Wingen erstaunt zu Holdermann, der ihr die Einladung brachte.

„s erste.“

Lotte sah ihn ratlos an: „Feiert denn Herr Kortüm z w e i Nichtfeste?“

Der Maler nickte.

„Oh Gott . . .“

„Die Nichtfestrede hat nämlich gefehlt“, erläuterte Holdermann.

„Wer macht denn die nun?“

„Ich kenne ihn nicht. Klaus Schart heißt er, wenn ich recht verstanden habe.“

Lotte sah rasch von ihrer Näherei auf und blickte Holdermann forschend an.

Aber harmlos fragte er: „Also Sie kommen?“

„Gerne“, sagte Lotte und lächelte ein wenig.

Überhaupt tat jeder das seinige, um die Festfreude zu erhöhen. Mickewitz hielt Kuffert auf der Straße in Esperstedt an: „Sind S i e eingeladen?“

„Nee.“

„Ich auch nicht.“

„Uns lad’ er wahrscheinlich erscht zum dritten Nichtfest ein.“

„Man sollte doch eine kleine Notiz ins Abendblatt rücken, damit ihm die Leute rechtzeitig gratulieren können.“

„Schrei’m Se doch, wann’s vierte käme, schtände nicht fest. ’s dritte wär’ übermorgen.“

Wirklich praktische Arbeit leistete eigentlich nur Monich. Er stand im Kamin-saal und sprach, da niemand bei ihm war, mit lauter Stimme zu sich selbst: „Das is gradezu äne Schanne. Kortüm tut diesmal reene nischts. Ich habe alles alleene uff’n Halße. He!“

Der Hausknecht erschien und schleppte sich mit einer langen Girlande.

„Wo bleibste denne nur!“ fuhr ihn Monich an.

„So äne Girlande tragen, is nich so ohne, Herr Monich. Machen Sie das ämal. Den verfluchten Berg ruff. Eemal fällt vorne der Anfang runger, un Se treten druff. Oder hingene fällts Enne runger, un Se merkens nicht glei, dann wärd de Girlande alle un Se müssen erscht wieder 'n Berg nuffschteigen un frisch uffwickeln.“

„Da mache doch ä Faden drum!“

Hm — auf den Gedanken war der Knecht nicht gekommen.

„Na, nu is es zu spät. Häng se uff. Schnell ä bißchen! Um sei Bild überm Ramin rum. Aber paß uff, daß der Blumenknuff in de Mitte über sein' Kopp kommt.“

„Er hat wohl Geburtstag?“

„Er nich, Schafskopp. Sei Haus doch!“

Große Bewegung war in diesem festlichen Schottenhause, aber Herr Kortüm, der sonst alles in Bewegung brachte, saß gelassen in seinem Zimmer, als wäre nun ein Kortümrichtesfest die Sache der anderen. Wer aber glaubte, er sinniere nur tabakrauchend so vor sich hin, der war im Irrtum. So gut wie seine Freunde wußte er: noch einmal mißlingen durfte es nicht. Wo aber saß der gefährliche Punkt? In der Festrede. An der Rede war das erste Fest gescheitert, trotz der sonst vortrefflichsten Bewirtung und Aufmachung. Und nun sollte das zweite Nichtfest auf nichts stehen als dem Kopf dieses Schulmeisters da hinten in Hörschel? Das mochten schöne Frauen wagen, die nichts wissen vom Leben junger Männer. Aber er nicht, Herr Kortüm, der einer gewesen war und zu den wenigen gehörte, die es noch nicht vergessen hatten!

Der Herr des Hauses arbeitete für alle Fälle eine neue Rede aus, eine gehaltvolle Rede, die nicht aus klangvollen Sätzen zu bestehen brauchte, aber Grund unter sich haben mußte, historischen Grund. Konstanze hatte das Thema vorgeschlagen: wie einer zu seinem Hause kommt.

„Wie seine Ahnen“, sagte Herr Kortüm. „Nicht anders. Denn jeder Stamm hat sein Geseß. Die Eichen, die Weinstöcke, die Haseln — und die Kortüms!“ — er kramte in einem mit vergilbten Papieren gefüllten Kasten. Die Bilder seiner Urgroßeltern fand er. Briefbündel. Ein Lederkästchen mit einer Elfenbeinmalerei. Den Siegelabdruck eines Torsten-son. Er breitete diese Sachen vor sich aus. Ein zarter Duft aus alten Zeiten stieg aus den spärlichen Resten. Aber Herr Kortüm atmete ihn dankbar ein und nickte: „Das waren wir, das sind wir.“

Nach den Sorgen der letzten Tage taten ihm diese Zeugnisse seines vorigen Daseins wohl. Wie da plötzlich aus allen Windrichtungen Leute in sein Haus gedrungen waren, wie die Türen klappten, Stiefel scharrtten und ein Reden begann, ein Zuscheln, ein Flüstern, das schwoll, sich dehnte, Feuer fing und die Fenster sprengte wie explodierendes Gas — ahh, der Spuk war fort! Mochte ein Gelehrter, der Erdbeben erforschte, aber nichts verstand von Erdbeben, mochte der keines haben feststellen können auf dem Schottenhaus. Er, Kortüm, h a t t e sein bißchen Erde zittern sehen. Zittern und beben vom Habenwollen! Denn was sonst vermöchte diese Feste, die Gott gesetzt hat, erbeben lassen von erbärmlichen Menschenhändchen . . .

„Das sind wir“, sagte er noch einmal und streichelte die Zeugnisse des Kortümbutes, die er ausgebreitet hatte vor sich auf dem großen Tisch. Herr Kortüm hatte den weiten Blick. Dieser Mann, dem bekannt war, daß eine Thüringer Straße an der Biskaya anfangen und in Taschkent aufhören kann, der dem erschrockenen Professor Holdermann vom Schottenhausfenster aus die Brandung des Meeres zeigen konnte, der vermochte sich jetzt auch wandeln zu sehen in jeglicher Gestalt nach der Tiefe der Zeit — im blauen Frack sah er sich, in Escarpins, in Eisenschienen: die zweite Nichtfestrede wurde lang.

17. Das andere Nichtfest

Zimmer Nummer eins lag im ersten Stock des Schottenhauses. Hinter der weißlackierten Flügeltür, die von schmalen, bis auf den Fußboden reichenden Spiegeln eingefast war, wohnte Konstanze Schröter.

Tiefe Ruhe lag zu dieser achten Morgenstunde über der Gegend um die Spiegeltür. Wenn ein unachtsamer Angestellter den Befehl des Herrn Kortüm übertreten und sich in diese Umgebung gewagt hätte, so würden diese Flurläufer jedes Geräusch aufgesaugt haben. Aber es getraute sich niemand her. In den Dingen rings um Nummer eins herum verstand Herr Kortüm keinen Spaß und brauchte nur in größeren Zwischenräumen die Ausführungen seiner Anordnungen zu prüfen. Neu ankommende Gäste, die nicht Bescheid wußten, waren in so früher Morgenstunde nicht zu erwarten.

Klaus Schart hatte den Nachtzug benutzt, von der letzten Umsteigestelle ein gutes Stück laufen müssen und kam mit taunassen Stiefeln vor dem Schottenhaus an, ohne vom Herrn des Hauses oder einem Bedienten bemerkt zu werden. Er betrachtete sich offenbar auch gar nicht als gewöhnlichen Gast, trat ins Haus und stieg die Treppe hinauf. Im Spiegel links von Konstanzes Tür tauchte zunächst sein blonder Haarschopf auf, dann sein Kopf, seine Jacke — schließlich stand der ganze Schart in dem Spiegel und sah sich an. Was er hier wollte, hätte er schwer sagen und überhaupt nicht begründen können. Er wußte es wohl selbst nicht. Denn morgens zwischen sieben und acht konnte er sich doch nicht bei Konstanze für die Einladung bedanken wollen. Für die Vorlesung seiner Nichtfestrede war es auch noch zu früh. Am ehesten hätte sein Wunsch eingeleuchtet, das Kortümmuseum zu besichtigen. Aber diese Räume lagen ein Stockwerk höher, und Klaus rührte sich nicht von der Stelle, blickte in den Spiegel und sah nicht einmal etwas. Denn sonst hätte er jetzt im Spiegel rechts von der Türe eine andre Gestalt auftauchen sehen. Zunächst ganz klein. Die Gestalt kam vom Ende des Flures lauflos auf den Teppichen herangewandelt. Aber sie wurde langsam größer, immer größer, und schließlich paßte sie kaum noch in den schmalen Spiegel: Herr Kortüm stand in gleicher Höhe mit Klaus Schart vor der weißlackierten Tür, nur um die Breite des Flurläufers von dem jungen Mann getrennt. Er fräste sich langsam am Kinn und sagte endlich zu dem benachbarten Spiegelbild: „Guten Morgen.“

„Ah — Herr Kortüm! Guten Morgen!“

„Bitte sprechen Sie hier nicht so laut, Herr Schart“ — mit einer großen Handbewegung lenkte er Klaus Scharfs Aufmerksamkeit auf die leeren Flurwände — „ich würde Ihnen einen Stuhl anbieten, aber Sie sehen, an dieser Stelle ist keine Sitzgelegenheit vorgesehen. Man würde sie als unpassend empfinden. Wir gehen wohl besser in die eigentlichen Gasträume hinunter.“

Herr Kortüm schritt voran. Klaus folgte auf den Zehen und sagte: „Ich bin nämlich in Oststedt ausgestiegen und dann gelaufen.“

„Und zwar gleich bis hier herauf in den ersten Stock“, nickte Herr Kortüm, „ganz recht, ich sehe es.“

Die beiden Spiegel standen wieder menschenleer und vornehm gläsern neben der großen geschlossenen Flügeltüre, hinter der Konstanze schlief.

Herr Kortüm zeigte dem Schulmeister sein festlich bekränztes Bildnis: „Es ist erst vor kurzem fertig geworden, zeigt mich jedoch nicht nur in meinem gegenwärtigen Zustand, sondern als Kortüm überhaupt. Nur das eine Wappen rechts oben von mir fehlt noch.“

Staunend betrachtete Klaus den ewigen Kortüm: „Als ich vor vier Wochen hier oben war, hing nur ein kleines Wappenbild auf der leeren Wand. Sie hielten sich damals gerade in der Stadt auf.“

Das Spiegelbild Scharfs neben Zimmer Nummer eins ärgerte Herrn Kortüm immer noch ein wenig, und er sagte: „Wenn Sie in Zukunft das Schottenhaus besuchen und, wie es das passendste ist, zuerst in diese Halle eintreten, werden Sie mich nicht mehr vergeblich in anderen Teilen des Hauses suchen“ — er wies auf das Bild — „ich bin da.“

Unwillkürlich verglich Schart Bild und Vorbild: „Das Bild ist sprechend ähnlich, aber es antwortet nicht —“

„Wollten Sie mich etwas fragen?“ — Klaus hatte den Herrn des Hauses mit dieser Frage versöhnt.

„Ja“ — Klaus nickte und fing von seinem Nichtspruch an. Ein Spruch wäre es eigentlich gar nicht geworden. Aber Frau Schröter habe geschrieben, daß Verse nicht nötig seien. Er habe also eine Geschichte geschrieben: „Wie Pedro zu seinem Hause kommt —“

„Wer?“

„Pedro. Ich nenne den Mann in meiner Geschichte Pedro, weil er landfremd ist, wissen Sie?“

„Wo spielt denn Ihre Nichtfestgeschichte?“

„Am Bodensee.“

„Aha. Und der Held ist ein Thüringer namens Pedro.“

„Nein. Ein Spanier namens Sancho, Herr Kortüm.“

Eine Weile sah Kortüm den Schulmeister von der Seite an. Dann kaute er mit den Zähnen, als ob er einen fragwürdigen Geschmack im Munde habe, und sagte endlich: „So. Nun . . . vielleicht wäre es nicht falsch, wenn Sie mich mit dieser spanischen Geschichte vorher bekannt machten — eben noch haben Sie den Mann doch Pedro genannt, wenn ich recht verstanden habe.“

Klaus belehrte Herrn Kortüm eifrig: „Der das Haus vielleicht bekommt, das ist Pedro. Aber der richtige Held heißt Sancho.“

„Erlauben Sie, junger Mann — nicht der Held, sondern der *a n d r e* kriegt das Haus, und das soll eine Nichtfestrede sein?“

Der ganz richtige Held seiner Geschichte, erklärte Klaus weiter, wäre eigentlich auch jener Sancho nicht, sondern wieder ein anderer, und der bekäme überhaupt und grundsätzlich und niemals etwas, außerdem sterbe er gleich im ersten Abschnitt und trete erst im vierten wieder auf — —

Jetzt wurde Herr Kortüm ernstlich besorgt . . . eine Festrede mit einem Helden, der am Anfang stirbt und hinten wieder aufsteht —

„Dort, am Abhang nach Besenroda zu, steht eine neue Bank: wir wollen uns ruhig hinsetzen, und Sie erzählen mir Ihre Geschichte. Die Bank ist sehr abgelegen. Sie können mir ungestört alles sagen.“

★

In Büschen wilder Rosen versteckt stand Kortüms neue Bank. Noch trugen die Dornenreiser kaum Knospen, aber der Sitz lag heimlich eingesponnen in das Dickicht. Steil fiel der Abhang ins Jlmthal ab. Tief unten lag das Dorf.

An die Rückenlehne der Bank war ein Schild genagelt mit dieser dreizeiligen Aufschrift: „Gottesblick — Eigentum F. J. Kortüm — Nur für meine Gäste.“

Herr Kortüm nahm Platz: „Sehen Sie sich, Herr Scharf.“

Klaus las immer noch die Aufschrift: „Gottesblick“, murmelte er und sah von Herrn Kortüm weg prüfend in die Tiefe des Tales hinunter. Die Straßen erblickte er wie Striche auf einer Landkarte, die Häuser wie Wienenzellen, die Menschen wie hin und her rückende Spielfigürchen — unter jedem Hutzpunkt ein heller Fleck: das Antlitz der Person. Ob das aber der Albrecht war oder der Monich oder der Hiebrich, konnte Klaus nicht entziffern. Und erst recht nicht, ob es in dem Fleck unter dem Hutzpunkt lachte oder Sorgen fraß und Tränen verschluckte. Nur von einer Stelle auf die andere rücken sah man die unkenntlichen Figürchen vom Gottesblick aus, die große Richtung ihres Wandels erkannte man, das bloße Lebendigkeit und den maßlos leeren Raum, in dem es lebte . . .

Gottesblick? Klaus schüttelte den Kopf: „Im Katechismus steht das anders. Je höher Sie Ihre Ruhebänk stellen, desto mehr sieht man vom Land und desto weniger von den Einwohnern.“

Herr Kortüm lächelte nur und wies mit der Krücke seines Stockes auf ein Flugzeug, das kaum sichtbar zwischen den Wolken seines Weges furrte: „Die höheren Ansichten kenne ich leider auch nicht. Vielleicht sieht man dort oben so viel, daß gar nichts mehr zu sehen ist. Nichts Lebendiges meine ich. Sehen Sie sich, Herr Scharf. Ich habe genug durchgemacht, um meinen Gästen diesen Gottesblick hier guten Gewissens als hinreichend und als zuträglich empfehlen zu können.“

„Da würde ich die Bank aber den Kortümblick nennen.“

„Nicht bei meinen Lebzeiten, junger Mann. Es ist so für alle Beteiligten unverbindlicher.“

Der alte und der junge Mann vergaßen über diesen und anderen Gesprächen vom Gottes- und vom Menschenblick nach dem Himmel zu sehen. Hinter ihnen war eine bleigraue Wolkenwand aufgestiegen. Die ersten großen Tropfen klatzten auf die Erde. Kortüm sprang auf. Die Holzarbeiten in seinem noch dachlosen Neubau kamen ihm in den Sinn. Klaus Scharf war noch schlimmer dran. Er trug den Anzug auf dem Leibe, in dem er nachher Konstanz begrüßen mußte. Ohne des Nichtspruches zu gedenken, eilten sie nach dem Schottenhause. Aber es goß schon, ehe sie den Gartenzaun erreichten. Klaus wurde so naß, daß er sich in die hinteren Räumlichkeiten begeben mußte, um mit Liese und Lieses Bügel-eisen eine Verbesserung seines Äußeren zu versuchen. Der Schulmeister war recht niedergeschlagen. Überhaupt verlief dieser Festtag ganz anders, als er sich's gedacht hatte. Es regnete in Strömen. Feuchte Gebirgskühle wehte durch das Haus. Konstanz ließ sich wenig sehen. Außer den üblichen Begrüßungsworten, die man in Gegenwart anderer Leute findet, konnte er kein Wort mit ihr wechseln. Schließlich war sie ganz verschwunden, und Liese erzählte, daß die Dame einfach zu Bett gegangen sei und lese. Über den Professor Holtermann aber war plötzlich das Pflichtbewußtsein hereingebrochen: in dieser wirklich allerletzten Stunde stieg er auf die Vordleiter, um rasch noch das Kortümwappen fertigzumalen.

Oh, wie gut erinnerte sich Klaus Scharf noch jenes festlichen Abends, als die ersten Schauspieler aufs Schottenhaus gekommen waren . . . Erwartungsvoll sah er sich überall nach dem von Herrn Kortüm persönlich gedeckten Tisch um, nach dem seltenen Porzellan, dem alten Hamburger Familiensilber, den Blumen — nichts dergleichen entdeckte er. Keine Spur Festlichkeit in diesem großen ausgekühlten Hause. Holtermann antwortete auf seine Frage, wo denn das Festessen stattfindet: „Das war doch schon vorige Woche“ — und malte weiter.

Es wurde zeitig dunkel. Man speiste an kleinen Tischen, wie immer, ohne Aufwand. Konstanz ließ sich auch jetzt nicht blicken. Immer stiller wurde es im Festhause. Klaus kam es am Ende vor, als ob nunmehr sämtliche Insassen zu Bett gegangen wären und sich mit Lektüre beschäftigten. Er rief auf den Flur hinaus: „Liese! Hell! Ist niemand hier?!“

Stille. Tiefe Ruhe und Dämmerung.

„Die liest wohl auch, verdammt noch mal!“

Bei diesen Worten aber war die Haustür aufgefliegen: „Wer flucht denn hier so, verdammich noch ämal . . .“ — ein triefender Regenschirm klemmte sich durch den Türspalt — „ach so, Sie sin's. Gu'n Tag ooch.“ Monich klappte den Schirm umständlich zu, schälte sich aus dem Mantel und begann die nun bloßliegenden Körperteile ätzend mit seinem rotgepunkteten Taschentuch zu reiben: „So ne Nässe . . . Sin Sie ooch in'n Regen gekommt? Nee? Na — wo wolln Sie hin?“

„Auch ins Bette“, sagte Klaus trozig.

„Hä?“

„Und lesen.“

„Nee, mei Lieber. Jetzt wärd nich gelesen. Gearbeet wärd jetzt, 's geht glei los.“

„Was geht los?“

„Nu, 's Nichtefest!“

„Darauf warte ich seit heute früh.“

„Hähä. Ham Se mich heite schon ämal hier om gesehn? Nee? Also! Ehe Monich nich da is, geht ooch 's Fest nich los. — He!“

Der Hauptmann der freiwilligen Feuerwehr hatte einen anderen Ton am Leibe. Diese, der Hausknecht — eine Hilfskraft nach der anderen erschien.

„Lampen aus in 'n Saal! Lichter solln angebrannt wärn. Das is Unsinn, weil's Geld kost un mr sieht trotzdem nischt. Aber 's soll nu mal sin. Un du holst Brennholz. Buchenscheite! Un such trockne aus, verschtekste?“

Monich ergriff die Befehlsgewalt im Hause. Wahrscheinlich verschaffte ihm die besondere Art der Vorbereitung den nötigen Schwung zum Kommandieren: der Hauptmann machte eigenhändig Feuer im Kamin. Die Scheite prasselten hoch. Fauchend und funkenmitreißend stob der Qualm in den Schlot hinauf.

„Noch mehr Holz druff! Bei dem Wetter muß erscht de Esse warm wärn. Sonst roocht's. Un Ihnen trän' de Dogen beim Deklamiern, hähä!“

Dann ließ Monich vom Hausdiener Sessel heranziehen und im Halbkreis vor dem Kamin aufstellen. Ehe er aber einen Sessel genehmigte, erprobte er ihn gewissenhaft, setzte sich hinein und schaukelte ein wenig hin und her.

„Der is for Kortüm — groß, nich zu weech, un er hat äne schteife Lehne. Kortüm sitzt doch am Anfang immer so grade da“ — er wandte sich an den Knecht und hob den Zeigefinger — „aber paß uff, was'r trinkt. Bei Weißwein läßt'n schtehn. Wenn'r sich aber an 'n Rotwein macht, dann holste glei den Ledersessel dort her und schiebste'n hin: wenn'r sich nämlich wohl fühlt, schreckt'r gerne de Beene von sich un legt sich hinten ä bißchen über. Den hier“ — Monich probte sorgfältig — „den nehm ich. Ich sitze bei Weiß un bei Rot weech un habe gerne so viel Polsterlehne um mich rum, daß grade noch Platz zum Einschteigen bleibt.“

Monich wählte für den Professor einen Brokatsstuhl, für Lotte einen mittelgroßen Sessel. Für Konstanze aber suchte er einen vergoldeten Rokokostuhl aus, den er für theatermäßig hielt, dessen Verzierungen ihr jedoch unbedingt blaue Flecke verschaffen mußten. Klaus wollte sich jetzt einmischen, aber Monich sagte: „Sie setzen sich am besten dort an de Seite vom Kamin hin. Eener muß je uffs Feier uffpassen, un ich habe de Getränke unter mir.“

★

Herr Kortüm sah noch einmal zur Haustür hinaus, da Monich alle Läden hatte schließen lassen. Eine Regenslut brach hernieder. Das Schottenhaus stand in schäumendem Nebel. Kortüm trat in den Saal, wo die Gäste schon um den Kamin standen und sich aufwärmten: „Heute gelingt's, meine Verehrten! Es strömt vom Himmel. Wir stecken mitten in einer Wolke. Kein Teufel findet das Schottenhaus in dieser Nacht. Wir sind geborgen.“

„Das sagt ein Gastwirt!“ rief Holdermann — dieser Kortüm pries sich glücklich, daß ihn samt seinem Gasthof die Götter in einer Wolke verbargen, damit kein Gast ihn finden konnte...

„Un trocknes Holz is ooch genug da“, sagte Monich, hörte auf zu schüren und wollte nun den Gästen die Plätze anweisen: „Du erschtamal dahin, Kortüm. Frau Wingen —“

Weiter kam er nicht. Konstanze setzte sich aus eigener Machtvollkommenheit in Holtermanns Stuhl, winkte Klaus Scharf neben sich in Monichs Sessel, Lotte saß auf der anderen Seite neben Klaus, Kortüm in der Mitte vor den Flammen und seinem bekränzten Bildnis, an seiner Seite der Maler — zuletzt blieben nur Monich und der vergoldete Rokokostuhl übrig —

„Von dem verdammichten Ding hier rutscht mir je runter“, sagte er leise zu Lieve, „hilf mir amal den Lederseffel von drüm reinschaffen, Mächen.“

Herr Kortüm schenkte ein, trank seinen Gästen zu, dann blickte er sorgenvoll Klaus an und sprach: „Bitte.“

Klaus Scharf zog ein schmales Heft aus der Tasche, schlug es auf — da nahm ihm Konstanze die Papiere aus der Hand und las mit ihrer warmen Altstimme: „Wie Pedro zu seinem Hause kam — eine Geschichte zur Richtfestfeier des Herrn Kortüm, von Klaus Scharf.“

Sie blätterte in dem Heft, überflog den Anfang, den Schluß, fing wieder von vorn an und las für sich die ganze Geschichte durch. Das dauerte eine gute Zeit. Sie blieb ganz unbefangen dabei, aber Kortüm rieb sich mit zurückgelegtem Kopf sein Kinn und betrachtete den ewigen Kortüm in der Girlande. Holtermann sah die lesende Frau mit seinen Maleraugen an. Klaus hatte die Hände in die Rocktaschen gesteckt, machte Säuste, bis die Finger schmerzten, und hing mit dem Blick an den zarten Händen, die sein Heft hielten und langsam die Seiten umwandten. Monich heizte. Lotte hielt die Hände näher an die züngelnden Flammen. Niemand sprach. Gelegentlich hörte man einen Windstoß im Kamin fauchen. Kortüm hatte schon das drittemal eingeschenkt — endlich blickte Konstanze auf, sah den Schulmeister an, lächelte. Dann bat sie Holtermann, einen Kerzenleuchter so zu stellen, daß sie besseres Licht hatte, und begann:

„Wie alle Festschriften, so hat auch diese keine Überschrift. Ich fange so an: Meine Freunde —

In einer Turmstube des Schlosses Friedrichs von Alemannien genoß Don Quichote von der Mancha elf Jahre nach der glücklichen Beendigung seiner vierten Ausfahrt, des Körpers müde und in der Seele ruhmessatt, den wohlverdienten Tod.

Der Ritter hatte in der dritten Morgenstunde eines eisigen Dezembertages plötzlich das Gefühl, als ob ihn der furchtbare deutsche Nachtwind nichts mehr angehe. Er richtete sich im Bette auf, und wie er lauschte, hörte er in weiter Entfernung Rosinante wiehern. Aber das alte Pferd lag längst in der andalusischen Erde begraben. Da merkte Don Quichote, daß ihm ein Zeichen gegeben werde und endlich das letzte Abenteuer nahe vor ihm sei.

Zum ersten Male seit elf Jahren lächelte er, streckte sich im Bette aus, so lang er war, und klingelte dem Diener.

Pedro schlurste verschlafen herein, griff im Halbdunkel nach der gewohnten Medizinflasche und den Umschlägen, aber er hielt erstaunt mit Glas und Lappen

inne, als er gewahr wurde, daß seinen Herrn, der gewöhnlich um diese Nachtstunde der Besänftigung bedurfte, eine Fröhlichkeit angekommen sein mußte, denn er lag ganz ruhig im Schein des Nachtlichts und lächelte.

„Hierher stell dich“, sagte Don Quichote, „und mache dein Maul zu, Pedro. Du bist ein Geschenk meines gnädigen Herrn, und es paßt sich nicht, wenn königliche Gaben einen offenen Schlund haben. Paß auf: Du wartest geduldig hier an meinem Bett, ich werde in aller Kürze verschieden sein. Dann legst du mir meinen Schild auf die Brust, löschst das Licht aus, gehst zum König, kniest hin und sagst: Herr, unser König! Don Quichote ist mit sich ins reine gekommen. Er hat in dieser Nacht den Tod getroffen und machte mit ihm einen Handel. Don Quichote nahm vom Tod das Leben und beglich es mit Verweisung. Das nunmehr ewige Leben Quichotes wird deinen Untertanen Schatten geben, so daß sich Deine Majestät nicht mehr in ihre Sonne zu stellen braucht. — Dann bummelst du nicht oder wartest gar auf das Saufgelage bei meiner Bestattung, hörst du, Pedro? sondern setzt dich schleunigst auf dein Pferd und bringst diesen Brief dem Grafen Panza auf Reichenau. Die Rolle Gold im Fischkasten gehört dir.“

★

Fünf Tage ritt Pedro durch Schnee und Dreck, ein braver Knecht, der sein nasses Brot im Sattel aß und wenig schlief bei langer Nacht. Als er nach Allensbad kam, war der Bodensee aufgegangen, und die Eisschollen trieben auf dem Wasser. Aber Pedro fand einen fluchenden Fischer, den das Goldstück des Reiters suchte und der seinen Kahn losband. Das flache Boot erhielt manchen bösen Stoß, aber der Geist des alten Don mußte es treiben: der Bote Pedro kam glücklich ans Reichenauer Ufer, wenn auch am falschen Inselende.

Der Lehnsherr hatte eben gespeist, als man ihm meldete, im Vorsaal stehe ein Mann im Lederkoller, der tropfe von Schneewasser und Schweiß wie ein Lachs, und der Kastellan müsse mit Lappen und Eimern laufen, um die Lache aufzuwaschen. Dennoch bestehe der Kerl darauf, selbst vor den Herrn Grafen zu treten, und behauptete, er habe einen Brief von einem toten Ritter bei sich.

Sancho Panza war alt geworden, aber noch wohlbeleibt und von rosigger Gesichtsfarbe. Er drehte langsam sein Haupt vom Kaminfeuer weg und sagte: „Wenn uns die Toten Briefe schreiben, mögen die Briefträger wohl breite Fußtapfen in der Halle machen. Rollt meinen Stuhl ans Fenster, holt den Boten herein, und mein Schreiber soll kommen.“

Der Raum war gewölbt, und als der Schreiber Sanchos die letzten Worte Don Quichotes von dem Papier ablas, blieben sie schwingend, jedes Wort für sich, eine Weile im Gewölbe schweben und summten, ehe sie verklangen. Dieses Echo Don Quichotes machte den Lehnsherrn traurig, und er senkte seinen dicken Kopf auf die Brust.

Der Brief lautete so:

„Graf Panza zu Reichenau! Mein alter Sancho! Gute Nacht. Und diese Nacht, die ich Dir heute wünsche, ist keine Vermutung, sondern die kommt dies-

mal aus mir selber. Nichten wir uns denn im Sattel hoch und reiten. Die Holzfeuer in der Mancha freilich hätte ich gerne noch einmal gerochen, wenn dieser Wunsch einem Ritter ziemte, der aus Veruf in der Irre zu reiten hat. Aber ich schreibe hier um Deinetwillen. Zuerst versichere ich Dir: es reitet sich beschwerlich in der Unsterblichkeit mit einem Wanst, mein Sancho. Das bedenke, besonders wenn sie Dich zu Tische rufen. Zweitens frage ich Dich: Sancho Panza, hast Du Deine Verbündeten abgeschafft? Verlaß Dich auf Dein eignes Eisen. Einzeln zuschanden geschlagen werden läßt Heilung hoffen, ein Sieg im Bündnis nie. Bleibe für Dich, aber sieh nach Deinen Gehilfen. Frage sie nicht, sieh selber nach. Sancho, sitze beim Arbeiten nicht auf einem Polster. Steh auf aus Deinem Stuhl! Gehe heraus aus Deinem Kabinett. Die Tapeten und Schnitzereien an den Wänden und die Papiere auf Deinem Tisch verschließen den Blick ins Freie. Ziehe einen billigen Rock an, gehe zu Fuß auf die Straße, henkle die Leute ein und rede auf Du mit ihnen. Bitte den Verzweifelten um ein Stück Speck, frage den Verurteilten nach seinem Vorgesetzten, die jungen Mütter nach der Milch, den Stotterer nach der Wahrheit, den Pfaffen nach des Pharisäers Ende und sieh scharf zu, warum die Diebe bei Dir stehlen müssen. Erstatte mir Bericht über Deine Insel, aber gib mir nicht etwa die Antwort Deiner Gehilfen. Ach, Deiner Selbstsicht mißtraue ich bis ans Ende, denn Du bist faul, Sancho. Ich habe Dir oft gesagt, daß Du nur ein Schafskopf gegen mich bist, früh nicht aufstehest und nachts nicht arbeitest. Dennoch bist Du ein Lehnsherr, ich aber, von dessen Hauch Du lebst, habe nichts gewonnen mein Lebtage. Aber ich habe Dich lieb, Sancho, seit jenem Nachmittag beim Herzog, an dem Du mir gestandest, Du wolltest lieber als Sancho in den Himmel denn als Statthalter zur Hölle fahren. Bleibe dabei. Dann wird es auf Deiner Insel trotz Deiner Torheit schon gehen. Ich bleibe an jedem Ort im Reiche Gottes Dein Dir wohlgeneigter Don Quichote von der Mancha.“

Nach der Verlesung war es eine Weile still im Saal. Dann richtete der Lehnsherr den Kopf hoch und sagte zu seinem Schreiber: „Bestelle meine Sänfte mit vier Trägern.“

„Herr“, rief der Schreiber, „es wird ja Nacht, und der Tauwind bringt Euch Reiten.“

„Und zwei Fackelträger“, fuhr Sancho fort. „Du nimmst dein Schreibzeug und gehst neben mir.“

Erschrocken eilte der Schreiber hinaus. Sancho wandte sich nun zu dem Boten Pedro, betrachtete ihn und sagte lächelnd: „Gehe in die Küche. Trockne dich, is und trink. Ich lasse dich rufen, wenn mein Brief an den Ritter Don Quichote von der Mancha fertig ist.“

„Brief? An den Ritter? Herr, ich sagte doch, der starb.“

„Esel“, sprach Sancho. „Aber du mußt eilig reiten. Er soll schnell Antwort haben.“

„Ich selbst habe ihm die Augen zugeedrückt und den Schild auf seine Brust gelegt.“

„Und dann trittst du vor den Ritter und sagst —“

„Aber er ist ja längst begraben!“

„Halt's Maul!“ rief Sancho. „Mitte Don Quichote nicht mehr auf der Erde, sondern im Himmel, so sähen wir's am bewegten Himmel und hörten das Getöse der Engel, weil der Ritter von der traurigen Gestalt durch sie hinritt zum Thron Gottes.“ Sancho nickte versonnen vor sich hin und fügte hinzu: „Und weil es vielleicht dem Ritter ankäme, den Thron Gottes geraderichten zu wollen?“

Pedro ging seitwärts wie ein Kalb durch den Saal zur Türe und schielte auf den Lehnsherrn. Er war besonderen Dienst gewohnt als Knecht des alten Don, aber diese Rede Sanchos, welche Tote als Lebende, den Himmel als seine Erde nahm und den Thron Gottes vor das Nichtmaß Quichotes stellte, war ihm in die Glieder gefahren.

★

Der Seewind wehte dem Lehnsherrn die roten Vorhänge der Sänfte ins Gesicht, aber Sancho merkte es nicht, hörte in Gedanken versunken die Tritte der Träger ins Schneewasser platschen und sah auf seinen Schreiber, der neben dem Fenster einerschritt als ein schwarzer Schatten, auf den zuweilen der Fackelschein fiel. Er hatte befohlen, daß man ihn nach Oberzell und von da über den Rücken der ganzen Insel bis nach Unterzell trage.

An der Vorhalle von St. Georg hielten seine Leute an, neugierig, was nun geschehen würde. Sancho steckte seinen Kopf durchs linke Fenster: kahle Weinberge, ein paar nasse Zweige, in der Entfernung brauste der See. Nun sah er zur rechten Seite hinaus: neben dem Turmgemäuer, in der Hütte des Weinbergwächters, war noch Licht. Er ließ sich nahe ans Fenster tragen und klopfte mit seinem Stock an den Laden, der sogleich von einem alten Weibe geöffnet wurde. Sancho sah in dem kleinen Raum ein Kindlein im Korbe liegen, welches aus Leibeskräften schrie.

„Wo ist die Mutter des Kindes?“ fragte der Lehnsherr.

„Sie liegt krank nebenan.“

„Warum sorgst du nicht besser für das Wurm, daß es in der Nacht jammert zum Erbarmen?“ herrschte Sancho die erschrockene Frau an.

„Es liegt warm und hat die Milch gehabt“, stammelte die Alte und starrte die Fackeln und Hellebarden an.

„Warum es schreit, Weib!“

„Herr, ein Kindlein muß schreien. Es wird davon stark auf der Brust.“

„Schreibe!“ sagte Sancho zu seinem Schreiber, und ein Fackelträger hielt das flackernde Licht näher. „Zum ersten: in meinem Reiche sind die Kindlein satt und haben es warm. Damit sie jedoch stark werden, müssen sie vor Jammer schreien!“

Dann klappte er mit seinem Stock der Alten den Laden vor der Nase zu und hieß die Sänfte weitertragen.

Sie kamen auf die Höhe der Insel, wo nichts steht als ein windgebeugter alter Birnbaum und darunter ein kleines hölzernes Heuhaus. Sancho ließ anhalten und genoß den Blick auf seine Insel, die unter dem ziehenden Wintergewölk im wechselnden Mondlicht lag. Da war es Sancho, als ob er reden höre. Er sah zum linken und zum rechten Fenster hinaus, aber es war niemand zu sehen. So

kann, dachte Sancho, die Rede nur in dem Häuschen vor sich gehen, und das wunderte ihn. Er erhob sich mit vieler Mühe aus seinen Kissen, indem er sich auf seinen vor Erstaunen sprachlosen Schreiber stützte, stieg ächzend aus seiner Sänfte heraus und ging durch die Nässe zu dem Heuhaus, neben ihm die Fackelträger, hinter ihm Schreiber und Hellebarden. Er stieß die Tür auf, das Fackellicht fiel in die grassduftende Kammer, und in dem Heu, das sich üppig und sammetfarben aufpolsterte, erblickte er die Disputanten: einen Burschen und ein Mädchen. Aber er sah nur die Köpfe; denn weil es Winter war, hatten sich die beiden tief ins Heu gesteckt und starrten jetzt mit runden Augen und offenen Mündern entsezt auf den fackelbeglänzten dicken Mann, der in seinem Scharlachmantel blickend wie ein Altarbild vor den Hellebarden und der blauen Nacht stand.

„D ihr Bande“, sagte Sancho. „Ei, ihr Gesindel! Wie heißt denn du, mein Sohn?“

„Ich bin doch der Adam vom Mittelfischer.“

„Der Adam, sieh!“ rief Sancho seinem Schreiber zu. „Der Adam bei der Eva. Und ich — ich muß wie der Herrgott an der Pforte stehn. Denkt ihr Paß denn, daß ich Lehnsherr bin, um vor dem Paradies draußen im Schnee zu regieren? Schreibe! Zum zweiten: in meinem Reiche liegt Eva — nein, schreibe nichts, du Dohle!“ schrie er seinen Schreiber an, welcher erschrocken bis an den Grabenrand zurückwich. Der konnte nicht wissen, daß dem Statthalter vom langen Stehen die nasse Kühle bis ins Knie gezogen war und ihm plötzlich einen wilden Stich versetzte. Sancho warf mit eigener Hand donnernd die Tür des Häuschens zu und hinkte murmelnd zu seinen Kissen.

Langsam schwankte die Sänfte den Weg entlang. Der erzürnte Sancho kroch mit seinen Fackeln wie ein Glühwurm über den Rücken seines Reiches. Der Zug kam vor das Haus des Fassbinders, welcher noch auf war, beim Schein der Laterne auf dem Holzzeug hämmerte und dabei schimpfte.

„Warum schläfst du nicht, Hans, und machst Lärm in der Nacht?“ fragte ihn Sancho.

„Der Teufel hol's, ich wurde über Tag nicht fertig.“

„Wirst du nicht satt, daß du den Tag und die Nacht verarbeiten mußt?“

„Satt schon, Herr, uns geht's soweit gut. Aber die Zeiten sind unsicher, und ich will doppelt verdienen, solange es noch geht.“

„Hm“, dachte Sancho, „die Kinder schreien ohne Not, und die Männer arbeiten doppelt ohne Not und schreien auch. Schreibe! Zum dritten: in meinem Reiche bringt sich ein gesättigter Mann um den Nachtschlaf, damit er mehr hat, als er über Tag verzehren kann. Weiter.“

Aber die Fahrt war bald zu Ende. Vor St. Peter und Paul in Unterzell mußten sie jedoch noch einmal anhalten und blickten erstaunt zum vorderen Turm der Stiftskirche hinauf. Im Schallloch vor der Stundenglocke saß der Küster und sang mit schallender Stimme, das Haupt zum Monde gekehrt, unbekümmert um Fackeln und Sänfte unten, einen Choral:

„Herr, du regierst und hältst die Welt,
Ich halte dich, daß sie nicht fällt.“

Eben wollte Sancho die Absicht dieses Gottesdienstes ergründen, als in dem dunklen Gebüsch am Wege etwas huschte.

„Greif zu!“ rief er.

Die Fackelträger griffen und hielten einen Kerl am Kragen.

„Was schleichst du hier?“ fragte der Lehnsherr.

Der Mann schwieg. Aber in der Luft über ihnen erschallte ohne Pause der Lobgesang, und Sancho wurde ärgerlich.

„Was hast du in dem Beutel da? Zeig her.“

Der Schreiber wickelte das Tuch auseinander, zog einen langen, neuen Rock hervor und sagte: „Des Kürsters Kirchenrock.“

„Du bist ein Dieb“, sprach Sancho. „Warum stahlst du den Rock? Du kannst ihn doch nicht tragen.“

„Ich dachte, Herr Graf, es kann einmal schlimm kommen. Da hätte ich ihn denn.“

„Und der Kürster, Halunke?“

„Der hat noch einen.“

„Du hast ja auch einen eigenen an.“

„Aber der Kürster, Herr, hat außen um den Rock noch seine große Stiftskirche und den mächtigen Herrn Abt und zuäusserst den großmächtigen Herrn Lehnsherrn. Ich habe außen um mich bloß den Wind.“

Sancho lehnte sich zurück und sann nach: warum hat der Dieb bloß den Wind, und nicht den Abt und mich?

„He, Kerl, warum sagst du, daß du nur den Wind hast? Bin ich nicht auch dein gnädiger Lehnsherr und Herr?“

„Ja, Herr, Ihr seid gnädig und freut Euch, wenn wir zufrieden sind. Das weiß ich wohl und wollte mich deshalb auch nur zufriedensstellen.“

Sancho murmelte in der Tiefe der Sänfte: „Der Schuft, wenn ich ihn nicht entlasse, beweist er mir noch, daß er stahl aus Liebe zu mir.“ Polternd fuhr er ihn an: „Was hättest du denn getan, wenn ich dich nicht erwischt hätte?“

„Oh, Herr! Ich hätte den Rock auf den Boden getragen, hätte ihn befühlt, glatt gestrichen und gebürstet und wäre zufrieden gewesen wie der Kaiser. Herr, tut mir nichts! Ich hätte — den Rock hätte ich umarmt und gestreichelt und gesagt: Lieber, weicher Rock, lang lebe der Herr Lehnsherr und der Herr Abt und der Herr Kürster!“

„Ich glaube“, sprach Sancho, „hier sagte jemand eben die Wahrheit. Mach, daß du fortkommst und stiehl nicht wieder. Schreibe! Zum vierten: in meinem Reiche stiehlt ein berockter Dieb den andern Rock aus Wollust an der Zufriedenheit. So. Und nun holt mir den singenden Narren von seinem Turm. Der singt die ganze Insel wach.“

Der Kürster kam, und wie der Wind ihm sein weißes Haar ins Gesicht wehte, rührte sein hohes Alter den Sancho Panza. Er ließ ihm den Rock geben und sagte: „Singe nicht, alter Mann, sondern wache über deinem Eigentum, wenn du keinen Schlaf findest.“

„Darüber eben wachte ich“, antwortete der Kürster.

„Mit Singen? Der Rock ging dabei hin.“

Der Alte schüttelte den Kopf: „Nicht um den Rock. Ich bin zu nahe am Grabe, um noch zu einem Stück Tuch mein Eigentum zu sagen.“

„Wie?“ fragte Sancho, „du sagtest doch, daß du über deinem Eigentum wachtest.“

„Ja, Herr, mein Enkel fährt zur See. Der Sturm geht, und ich muß Gott die Wellen niederhalten helfen.“

„Und der Enkel, der Lummel“, sagte Sancho zu sich, „schnarcht auf dem Schiff oder spielt Würfel. Der Küster ist ein Tor — aber er wird dem Ritter gefallen. Schreibe! Zum fünften: in meinem Reiche kann das Alter nicht um sein Irdisches gebracht werden, aber Gott bei der Weltregierung helfen. Hm. Schreibe weiter: sechstens, das ist in summa: überall in meinem Reiche fand ich die Menschen in Angst, obwohl sie eben gegessen hatten. Es geht allen erträglich, und alle schreien Zeter. Nur zwei fand ich bei Wohlsein und obendrein glücklich. Aber deren Taten ließen darauf hinaus, daß der Jammer in meinem Reiche nie aufhört, sondern immer von vorne beginnt.“

★

Am anderen Morgen stand Pedro vor dem Rollstuhl des Lehnsherrn, der in Kissen und Decken gepackt einen Glühwein zu sich nahm. Sancho sah nicht gut aus. Die Besichtigung seiner Insel in der windigen Nacht hatte ihn angegriffen.

„Pedro, hier ist der Brief.“

„Lieber Gott“, ächzte der Bote.

„Und dort“ — Sancho zeigte mit dem Stock zum Fenster hinaus — „siehst du die Pappel?“

„Ja, Herr.“

„Daneben das rote Dach?“

„Ja, Herr.“

„Und die Mauer um den Garten? Der Anlieger dort ist gestorben. Ich gebe Baum, Haus und Garten dir, Pedro, wenn du reitest“ — Sancho stand mühselig auf und packte den Pedro bei der Lederjacke und schüttelte ihn — „nein, nicht reitest, wenn du übers Land fährst wie der Seeadler. Zum Ritter hin und zu mir zurück mit seiner Antwort!“

„Ach, Herr —“

„Stehst du noch da!“ schrie Sancho. „Toffel, dein Haus!“

Mein Haus? dachte Pedro beim Satteln. Mein Haus? dachte er beim Trab. Mein eigen Haus? beim Galopp. Mutter im Himmel, ganz mein eigen Haus? Und er raste durchs Land, daß die Marktweiber über ihre Körbe fielen, die Wachtmänner beiseitespringen mußten und die singenden Professionen auseinanderstoben.

Als Pedro ans Schloß kam, sah er die Fensterläden der Turmstube offen stehen und im Winterwind hin und her klappen. Er stieg ab und machte sich bedrückt und ein wenig schlechten Gewissens an den Posten, gab ihm einen kleinen Knuff

mit dem Ellbogen und fragte: „Du, warum — warum heißt Ihr denn nicht bei ihm?“

Der Soldat sah ihn von der Seite an.

„Es friert“, sagte Pedro hartnäckig. „Don Quichote wird's kalt haben“ — und dachte dabei: „wennschon — mein Haus.“

Der Posten verzog das Gesicht und streckte die Nase vor, als ob er an dem Boten Pedro röche: „Du Schnapskrufe. Bist wieder da? Und besoffen am frühen Morgen.“

„Ich reite im Dienst“, antwortete Pedro stolz. „Bin nüchtern. Ich habe einen Brief für den Ritter Don Quichote von der Mancha. Da!“

Der Posten sah bedächtig den Brief an und sah dann Pedro an und sagte: „Na ja. Der Herr war verrückt, und der Knecht hat ihn beerbt. Gleich neben dem Schlossweg, an der Kapelle — siehst du den neuen Stein? Da leg deine Epistel drunter. Und dich mit.“

Pedro ging betrübt zum Stein und zog sein müdes Pferd am Zügel nach. Am Grabe Don Quichotes sprach er sein Gebet und sagte: „Amen — — ach mein Haus!“

Er wog unschlüssig das Schreiben des Lehnsherrn in der Hand, befühlte das schöne Siegel, sah die Schriftzeichen an und hielt den Brief gegen das Licht. Da war das Papier ganz voll von unleserlichen Zeichen. Er führte es näher ans Auge und wieder ferner, hob den unbestellbaren Brief gegen die Sonne, und wie er ihn wieder senkte und sein Auge ein Stück Landstraße erblickte, vor dem das mächtige Siegel Sancho Panzas wie ein Uhrpendel hin und her ging, gewahrte er einen Reiter auf der Straße.

Pedro sah schärfer hin: ein Ritter, ein schlechtes Pferd, eine billige Rüstung. Der Reiter kam näher. Nicht weit her, schätzte Pedro — ein langer Kerl, ein altmodischer Helm, ein gestukter Bart — „Herr Gott“, schrie Pedro — „da — da kommt er!“ Scharf sah er hin, bis er stierte: Weiß Gott, das ist der Ritter, ausgemergelt, die feurig schwarzen Augen, die Falten und die Güte im Antlitz!

Pedro sah scheu hinter sich nach dem Grabstein. Da stand unerschütterlich geschrieben:

Don Quichote liegt hier.
Fremd und irrend zu sich
Ritt er rings durch das Land,
Landend ewig bei sich.

„Ewig bei sich“, stammelte Pedro und sah nun den Ritter groß und lebendig vor sich halten wie einen Traum.

„Herr! Guten Tag. Wie wenig hat Euch das Sterben verändert! Ich bringe Euch Antwort von der Insel.“

„Von der Insel?“ — Der Ritter schüttelte den Kopf. „Ich bin eben unterwegs zur Ufenau. Wer schickt Euch denn?“

„Der Lehnsherr, Graf Sancho Panza.“

Der Ritter schüttelte den Kopf und sah Pedro aufmerksam an: „Ich glaube,

Bursch, du bist im Irrtum. Auf der Insel, zu der ich reise, sitzt kein gräßlicher Lehnsherr."

Aber Pedro hatte gar nicht gehört. Mein Haus! jubelte es in ihm — er muß es sein! Pedro hielt den Grabstein Don Quichotes umklammert, schwenkte die Mücke und rief: „Grüß Gott, Don Quichote! Die Leute sagten, Ihr wäret tot!"

Da lachte der Reiter: „Das stimmt nun wieder, mein Freund. Sie sagen, ich wäre tot, aber sie werden merken, daß ich lebe."

„Freilich", murmelte Pedro und kratzte sich hinter den Ohren, „freilich habe ich Euch die Augen zugedrückt."

„Das hat auch schon mancher gesagt", sprach der Ritter, „aber meine Augen lassen sich nicht zudrücken, sie gehen wieder auf."

„Nicht wahr, Herr?" schrie Pedro, „Ihr seid's, und Ihr wollt zur Insel, und Eure Augen sind wieder aufgegangen, und hier ist der Brief!"

„Quichote?" las der Ritter kopfschüttelnd. „Ich heiße Ulrich und bin aus dem Geschlecht der Hutten."

„Hutten?" fragte Pedro verdutzt. „Ach, Herr, Ihr habt oft gesagt: was sind Namen! Reißt das Siegel weg, lest, und Ihr werdet sehen, der Brief ist für Euch. Er ist nur unleserlich geschrieben, weil der Lehnsherr Eile hatte."

„Nun", sagte Ulrich lächelnd, „meine Briefe sind auch unleserlich für viele und haben doch ihren Mann gefunden. Laß sehen!"

Ulrich las das Schreiben Sancho Panzas. Bei den ersten Zeilen war er verwundert, aber er wurde immer freundlicher und zuletzt lachte er: „Sichstens, das ist in summa: Adam und Eva und das ewige Leben des elenden Leibes."

„Und die Antwort, Herr?" fragte Pedro.

„Hast recht, Bursch. Ein solcher Brief verdient unsere Antwort. Wir lassen dem Lehnsherrn auf der Insel sagen: Voll sein macht schwer, Zufriedenheit traurig, und der lange Friede verstopft Euch den Darm. Aber die Ritter von der traurigen Gestalt reiten noch, einer nach dem andern, in jedem Jahrhundert. Die wenden den deutschen Magen um und machen Euch leer und tüchtig. Das sagst du. Halt, noch eins: wenn euren Rüster, ich meine den im Schallach bei der Stundenglocke, die Lust ankommt, sich zu verändern, so soll er zur Ufenau reisen. Wir brauchen dort einen im Glockenläuten und Weltregiment bewanderten Mann."

„Das ist zu lang, Herr", sagte Pedro. „Schreibt mir's auf, oder sagt es in einem Satz, den ich mir merken kann."

„Reite, Bursch und bestelle: was jammert, sei nur die Todesangst in allem Wohlbefinden."

★

Pedro kam mit einiger Verspätung nach Reichenau, weil er einen Umweg nehmen mußte. Er befürchtete nämlich, die Leute an der Straße seines Hinritts möchten ihn wiedererkennen und ihm seinen Schandritt heimzahlen. So kam er zur letzten Stunde des Lehnsherrn gerade noch zurecht, denn Sancho hatte sich nicht wieder erholen können und lag im Sterben.

Mein Haus, dachte Pedro, als er am Tor die Leute für das Leben des guten Lehnsherrn beten hörte, stürzte die Treppe hinauf, warf die Ärzte und Pfaffen am Bett auseinander, kniete hin und sagte: „Ich war an seinem Grabstein, lieber Herr.“

Sancho lag bleich und steinern, als ob er nichts gehört hätte.

„Rede lauter“, flüsterte der Abt, „sein Ohr ist schon zu.“

Und Pedro schrie Sancho ins Ohr: „Da kam er geritten!“

Über Sanchos Gesicht zog ein Lächeln.

„Und er läßt Euch sagen —“

Sancho streichelte seinem Voten die stopplige Wange und sagte: „Was, mein Sohn?“

„Daß er wiederkommen werde und immer wieder und die Todesangst aus allem Wohlbefinden dieser Welt schon heraustreiben wolle“, sagte der Vote Pedro nahe am Ohr des Lehnsherrn.

Der Abt bekreuzigte sich, und die Ärzte blickten einander verstohlen an. Sancho Panza aber wandte sich langsam zur Wand, als wolle er für sich sein, lag noch eine Weile atmend da, und als der letzte Atemzug stehenblieb und die Ärzte ihn sanft auf den Rücken betteten, sahen sie, daß das Lächeln auf seinem Antlitz stehengeblieben war und er sanft entschlafen sein mußte.

Von Sanchos Grabstein ist auf der Reichenau keine Spur mehr zu finden, und weder der Halunke Avellaneda noch des Miguel de Cervantes Saavedra Hoheit selbst hat über des Reichenauer Lehnsherrn irdisches Verbleiben notorische Dokumente zu überliefern für richtig befunden.

Wer aber im hohen Sommer nach Betrachtung der Fresken von St. Georg durch den Torbogen, welcher die Darstellung des Jüngsten Gerichts in der Oberzeller Stiftskirche mitten durchbricht, in die Vorhalle schreitet, die Türe aufklinkt und plötzlich im grünen, blühenden Licht den Weinberg seines eignen, wärmenden Tages warm und atmend vor sich sieht — der kann über die wahre Ruhestätte dieses weltgewissen Dieners seines unsterblichen Herrn nicht im Zweifel sein.“

★

Konstanze schloß das Hest und steckte es in ihre Handtasche: „Das behalt' ich“ — sie lächelte Klaus an — „fürs Vorlesen.“

Der Hausherr sah vor sich hin.

Wieder einmal blickte der ewige Kortüm weit über den leiblichen Kortüm hinweg. Endlich aber schien sich der Gastwirt auf seine Pflichten zu besinnen. Er ließ Rotwein kommen, schweren Rotwein. Er schenkte dem Schulmeister ein und sagte: „Vier Helden in einer Geschichte — und keiner ist zu seinem Hause gekommen. Aber nach Hause kommen sie alle, jeder an seinen Ort. Ich lasse den Nichtfestspruch gelten.“

Lotte schüttelte den Kopf: „Hat denn Pedro nun das Haus oder hat er's nicht?“

Holdermann nickte ihr zu: „So soll eine junge Frau fragen“, sagte er und wollte mit ihr anstoßen. Aber Lotte hielt inne: „Hab' ich nicht recht?“

Holdermann nickte wieder: „Von meinen Bildnissen verlangen die Leute auch

Porträtähnlichkeit — Klaus Scharf, Sie müssen noch Ordnung machen in Ihrer Geschichte. Der Schluß fehlt!“

„Den kann er erst machen, wenn dieses Schottenhaus endlich fertig sein wird“, verteidigte Konstanze den Dichter. „Herr Kortüm hat versichert, daß dann erst die richtigen Gäste kämen. Wir sind neugierig auf das fertige Haus, die richtigen Gäste und Herrn Scharfs letzten Schluß.“

Kortüm erhob sich mit seinem Glas, ein wenig steif — er schien sprechen zu wollen. Auch die Gäste standen auf. Monich füllte die Gläser nach. Herr Kortüm aber sprach: „Freunde, ihr seid die letzten Gäste des Schottenhauses“ — er schwieg, die Freunde sahen ihn an — „Flügelhaus heißt es von heute Nacht an.“

Draußen rauschte der Regen — wer bei solchem Wetter Unterkunft finden wollte in diesem Haus, der mußte selber Flügel haben, und den Gottesblick dazu, der alles von oben sieht — aber nicht zu weit von oben, daß er nicht am Lebendigen vorbeistapft im Unwetter.

E n d e.

Randbemerkungen

„Zweifle an allem wenigstens einmal, und wäre es auch der Sag: zweimal 2 ist 4.“ Also zweifelt man, eingedenk dieses Wortes von Lichtenberg, sogar am Münchener Fasching. Die Skepsis scheint berechtigt, da im vorigen Jahre eine historische Faschingsausstellung zu sehen war, heuer ein Kongreß tagte und in Reisebüros Münchener Karnevalsprospekte auslagen. Ausstellung, Kongreß, Fremdenverkehrswerbung: das steht nach einer Sache aus, die im Wandel der Zeit Staub angelesen hat und auf Draht gezogen wurde. Um es vorwegzunehmen: es war alles ganz anders. Nicht Reznicek. Aber auch nicht die Karnevalsabenteuer Josef Füllers. Bei Berliner Karnevalistischen Unternehmungen drücken sich auf ein paar Treppentufen mehr waghalsig entkleidete Mädchen herum als auf sämtlichen vier überfüllten Münchener Bällen, die man eines Sonnabends hintereinander aufgesucht hat. Man war auf entfesselte Szenen gleich den Kirmesdarstellungen von Jordaens oder auf Kunstgewerbliche Veranstaltungen gefaßt. Auf einem Ball der „Meisterschule der Mode“ gab es so etwas wie einen kunstgewerblich stilisierten Maskenzug junger Schneiderinnen, die sich so witzig und apart herausstaffiert hatten, wie man es von künftigen und zünftigen Modeschöpferinnen erwarten darf. (Ich weiß nicht, wie das in München gehandhabt wird. Bei uns ist es so: kurz nach Weihnachten fallen Schwärme junger Mädchen in die Lipperheidesche Kostümbibliothek ein, um dort Karnevals-kostüme zu „entwerfen“. Dieser Schöpfungsaft besteht darin, daß alte Modeblätter durchgepaust werden.) Sonst aber spürte man auf den Münchener Bällen nichts von Programmen und Kunstgewerbe. In Haltung, Tracht, Stil und Stimmung waren sie dennoch raffig und schön wie ein Werk der Kunst. Verehrungsvoll sei bei dieser Gelegenheit der Münchener Frau von vierzig Jahren gedacht, einem reifen und schönen Menschenschlag, wie man ihn so vollendet, so souverän in sich ruhend und in jeder Hinsicht ungeschminkt nirgendwo in der Welt wiederfindet. Es setzt keine weib-

liche Begabung voraus, als junges Mädchen hübsch zu sein, da die Anmut der achtzehn Jahre unter allen Umständen reizend ist. Aber wie es nichts Besonderes bedeutet, als Zwanzigjähriger talentvoll zu sein, wie es vielmehr darauf ankommt, als vierzig- oder fünfzigjähriger Mann unverbrauchte Begabung und schöpferische Einfälle zu haben, so besitzt in diesem Sinne die reife Münchnerin die Genialität ihres Alters. Sie entstellt sich nicht jünger. Diese herb sinnlichen, natürlichen und vollendeten Frauen haben erkannt, daß jedes Lebensalter seine ihm eigentümliche Schönheit hat, die sie mit unfehlbarem fraulichem Takt zur Geltung bringen. Zufällig war man am Vormittag durch die weitläufige Pracht des Residenzmuseums hindurchgegangen. Die Feste am Abend bildeten die lebendige Fortsetzung des fastigen, behäbigen bayrischen Barock und Rokoko, das man ein paar Stunden vorher bewundert hatte. In seinen „Reisebriefen“ beschreibt Lichtward einmal das Sonnenwendfest Münchener Künstler in Geiselsgasteig. Der Hamburger steht der Sache befremdet gegenüber, bis ihm schließlich angesichts der nächtlichen Szenen die Erkenntnis aufdämmert: „Die Bacchanalien von Stud sind mit ihren Fackeln und Feuergarben, die auf nackte Leiber scheinen, nicht aus der Phantasie, sondern aus der Anschauung geboren. Ich mußte bei diesen Tänzen und Reigen an so viele andere Motive in Münchener Zeichnungen und Bildern denken, die mir als Spiel archaisierender Laune erschienen waren, und die doch nur Wirklichkeit sind.“ So ist es. Die Bilder von Künstlern der Münchener „Scholle“ lehnte man ehemals als theatralische Dekorationen ab. Als man aber im vergangenen Sommer in einem oberbayerischen Orte ein nächtliches Seefest erlebte, wo unter funkelndem, von Sternschnuppen durchjagtem Augusthimmel mit Musik ein Floß nahte, auf dem im Scheine eines lodrenden Holzstoßes knapp bekleidete Jünglinge turnerische Gruppen stellten und Mädchen in der heimischen Tracht sich im Tanze drehten, da hat man insgeheim den Malern aus

dem Kreise der „Jugend“, die ähnliche Motive oft gemalt haben, nachträglich allerlei ab. In Berlin, in den Jahren vor dem Kriege, war vom Niedergang Münchens als Kunststadt die Rede. Man machte eine überhebliche Gegenrechnung auf, indem man die Reihe der in Berlin tätig gewesen bildenden Künstler, die Reihe Schlüter, Schadow, Rauch, Gilly, Langhans und Schinkel, Biehn, Krüger und Menzel bis zu den Sezessionisten, die aus München Eberstadt und Corinth herübergezogen hatten, aufstellte. Der Münchener Kunst billigte man allenfalls Sinn für geschmackvolle Form, Begabung für das Dekorative zu. Dieser Unsinn ist längst ad absurdum geführt worden; es zeugt von krasser Unkenntnis des süddeutschen Wesens, wenn man die erfindungsreiche, sinnliche Formenfreude mit hohler Dekoration verwechselt. Sieht man in oberbayerischen Orten Gemeindegäuser, Postanstalten, Schulen oder die überraschende Fülle vorbildlich guter Wandmalereien, dann wird man wieder einmal inne, daß in diesem Lande die beste handwerkliche Überlieferung niemals unterbrochen worden ist, daß hier künstlerische Aufgaben ganz selbstverständlich gelöst werden, die anderswo Probleme sind, über die man Erwägungen anstellt. Es ist eine ununterbrochene Linie, die vom Barock zur Jetztzeit schnurstracks herüberführt. Im „Deutschen Theater“, in Hallen und Sälen einiger großer Hotels waren heuer so bezaubernde Faschingsdekorationen zu sehen, daß daneben die hochgelobte Ausschmückung der Berliner Akademie-Bälle als billige Improvisation überhaupt nicht in Betracht kommt. Das sitzt im Blut und läßt sich weder erlernen noch übertragen. Der begabteste dieser Münchener Künstler, der in

diesem Jahre die Räume eines Hotels auf den Klang Schwarz-Gold ausgestattet hatte, sei genannt. Oswald heißt dieser treffliche Mann, dessen Dekorationen schon im vergangenen Jahre auffielen, obwohl man sie nur im grauen Tageslichte sah, und die diesmal beim Ball der bayerischen Staatstheater festlich zur Geltung kamen. Wie schade, daß seinen einfallreichen Schöpfungen, um die ihn die Wiener Werkstätten in der Ara Kolo Moser hätten beneiden können, nur eine Dauer von wenigen Wochen beschieden ist! Kolo Moser, Wiener Werkstätten, Baprisches Barock, Scholle, Stuck, Lichtenberg und Lichtwark — — Fast kommt es mir selber so vor, als seien dergleichen Betrachtungen ein allzu intellektueller Aufwand angesichts so bodenständiger Feste. Indessen: in jedem Jahre erscheinen Feuilletons über den Münchener Fasching, die man auswendig kennt, bevor man sie gelesen hat. Darf einmal darauf hingewiesen werden, daß diese heiter brausenden Volksfeste mehr bedeuten als angeblich versetzte Betten, Schwabingerei, Weißwürste, Donisl und was dergleichen Schlagworte sonst noch sind? Nicht nur der geborene, auch der gelernte Berliner kommt sich höchst albern vor und wird tief melancholisch, sobald er sich faschingsmäßig kostümiert im Spiegel erblickt. Man schritt also im neutralen feierlichen Frack durch die Reihen, entschlossen, sich nichts vorgaukeln zu lassen und alles scharf, schärfer, am schärfsten kritisch unter die Lupe zu nehmen. Als man schließlich das Letzte der Feste, das Gauklerfest, verließ, hatte man das Empfinden, beinahe so etwas wie ein künstlerisches Erlebnis gehabt zu haben. Mit Bestimmtheit mußte man, daß diese Nacht die frohesten Stunden seit geraumer Zeit beschert hatte.

Plietzsch.

Literarische Rundschau

Auswärtige Politik

Von Wolfgang Windelbands grundlegendem Werke „Die auswärtige Politik der Großmächte in der Neuzeit von 1494 bis zur Gegenwart“ ist vor kurzem die vierte, erweiterte Auflage erschienen (Essen, Essener Verlagsanstalt. 420 S., 10 Karten. RM 10,—). Daß nach der dritten Auflage Ende 1935, nach noch nicht einem Jahre, die vierte Auflage dieses wichtigen Buches erscheinen konnte, ist erneut ein Beweis dafür, daß die Qualität des deutschen Lese Publikums nicht abgenommen hat, sondern daß wesentliche Bücher, auch wenn sie hohe Ansprüche an den Leser stellen, ihr Publikum finden. Windelband hat bekanntlich in seinem Buche sich das Ziel gesetzt, die großen, durch die Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurchgehenden Linien aus der Fülle der Einzeltatsachen, der Kriege und Bündnisse, des Erstarkens und der Schwächung der Mächte herauszuarbeiten. Natürlich wollte er niemals die Außenpolitik ablösen von dem Hintergrunde des Gesamtgeschehens, auf dem sie mit Innenpolitik, Wirtschaft und Kultur verflochten ist, sondern er hat das Nicht-Außenpolitische so weit einbezogen, wie von ihm her Licht auf die Grundlagen der Außenpolitik fällt. Dieses Ziel hat Windelband in der Vollendung erreicht, denn auf seinem Wege wird das eigentliche Wesen jeder Außenpolitik und der Außenpolitik als Begriff überhaupt eindringlich deutlich. Mit Meisterschaft führt Windelband, dieser deutsche Historiker von internationalem Range, in architektonischer Klarheit und in abgewogenem Stil den gewaltigen Bau auf, in dem die Kräfte der großen Politik sich auswirken. Das Buch ist gegliedert in die Abschnitte „Die Entstehung des Staatensystems“; „Die Glieder des Staatensystems zur Zeit seiner Entstehung“; „Die vorbereitenden Kämpfe um Italien 1494—1519“; „Der Kampf gegen die Vormachtstellung Spaniens 1519—1659“; „Der Kampf gegen die Vormachtstellung Frankreichs

1659—1815“; „Englands Weltstellung und die kontinentale Umbildung 1815 bis 1871“; „Das Weltstaatenssystem seit 1871“. In diesem Abschnitt wird das Zeitalter Bismarcks, die Zeit der deutschen Weltgeltung und die Zeit nach Versailles bis zur Gegenwart behandelt. Führt die dritte Auflage bis zu den abessinischen Wirren, so greift die vierte bis zum Abschluß des deutsch-österreichischen Freundschaftsabkommens. Der Abschnitt „Seit Versailles“ verdient besondere Beachtung. Das Neue an der vierten Auflage ist die Hinzufügung einer Zeittafel, da Windelband es mit Recht ablehnte, die große Linie durch eine Fülle von historischen Zahlen zu verwischen, aber andererseits den Wunsch erfüllen wollte, in dem Buche besonders auch die Jahreszahlen der historischen Ereignisse zu geben. Ferner sind zehn Karten hinzugefügt, die Dr. Kurt Flüggé gezeichnet hat. Ein willkommener Teilerlass des immer noch fehlenden historischen Atlas unserer Zeit. Sie stellen das europäische Staatensystem um 1500, um 1559, um 1659, um 1720, dann Preußen, Polen und Rußland bis zur ersten polnischen Teilung, die europäischen Großmächte 1875 und 1887, England, Rußland und Japan in Asien, England, Frankreich und Italien im Mittelmeer und Europa 1919 im geographischen Bild dar. Das Buch erfüllt die große, ihm gestellte Aufgabe in der Vollendung: jedem um das Verständnis des Weltgeschehens bemühten Menschen die Grundlagen zu einem politischen Urteil über das gegenwärtige und kommende Geschehen durch die Kenntnis der unentbehrlichen geschichtlichen Voraussetzungen zu vermitteln.

Rudolf Pechel.

Schicksalsstunde Europas

Die Beschäftigung mit Europa wurde noch vor nicht allzulanger Zeit als liberal-demokratische Angelegenheit angesehen. In der Tat wurde damals das europäische Problem in einem Stil und mit Methoden behandelt, die man für europäugütig hielt,

die aber seit dem Siege des Faschismus und Nationalsozialismus veraltet sind. Im Geiste des neunzehnten Jahrhunderts kann das Problem Europa heute nicht mehr behandelt werden. Das bedeutet nicht, daß, wie manche heute noch glauben, das Vorbringen des Nationalsozialismus das Problem Europa überhaupt versinken ließ. Ganz im Gegenteil wird heute lebhaft, vor allem von den politischen Führern Europa gefordert. In den nationalistischen Staaten erlebt die Suche nach „Europa“ eine Wiedergeburt. Das ist kein Widerspruch, sondern die natürlichste aller Entwicklungen. Denn in einem so dicht bevölkerten Erdteil mit zahlreichen in der Potenz herausgebildeten Nationen muß gerade der Nationalsozialismus einsehen, daß die Nation im modernen Sinn ein Ergebnis der europäischen Dynamik ist, und daß daher Europa nicht eine Fiktion, sondern eine Realität ist, deren Bedeutung man in allen politischen Vorgängen spürt, wenn sie auch noch keine Form gewonnen hat.

Aber Europa und das Verhältnis der Nationen zu ihm ist verzweifelt widerspruchsvoll und vielfreig. Übersteigt doch die Menge der europäischen Vorgänge und Tatsachen jedes Fassungsvermögen, jede Möglichkeit einer erschöpfenden Analyse. Für die Betrachtung Europas gibt es zahllose Perspektiven. Wo wir stehen, von wo aus wir blicken, spüren und wissen wir, daß „Europa“ wirklich da ist, aber auch, daß es im Sinne des zwanzigsten Jahrhunderts erst zu verwirklichen ist. Es erscheint als ein verzweifelttes Unternehmen, dieses einerseits schon bestehende, andererseits erst zu verwirklichende Europa überhaupt im Geiste vorzustellen und dem politischen Gestaltungswillen näherzubringen. Die Unendlichkeit des Stoffes und die Menge der Perspektiven läßt die schriftstellerische Aufgabe „Europa“ fast unlösbar erscheinen, zumal auf Schritt und Tritt politische Rücksicht geübt werden muß.

Vor solchen Schwierigkeiten hat auch Karl Anton Prinz Rohan gestanden, als er die „Schicksalsstunde Europas“ (Verfam-Verlag, Graz, 1937) schrieb. Man geht darum mit Vorbehalt an das Buch heran. Aber bald stellt man fest: der Autor ist nicht in den Abgrund gestürzt. Er hat

seine Aufmerksamkeit auf das gerichtet, was heute die Achse Europas anzutreiben versucht. Es ist da ein Mann des zwanzigsten, nicht des neunzehnten Jahrhunderts am Werk. Aus zahllosen Vorgängen und Erscheinungen, die in einem europäischen Sinne immer Geltung haben und des Begreifens und der Beschreibung würdig sind, hat ein überaus empfindlich registrierender Geist das auszuwählen gewußt, was politisch bedeutsam ist und den Entwicklungsprozeß Europas zu beschleunigen vermag. Darum ist der überragendste Abschnitt „Der Mensch des 20. Jahrhunderts und seine politischen Lebensformen“. Hier werden die politischen Mächte, die heute um die Nationen und darum auch um Europa ringen, und die Gegner dieser Mächte geschildert. Die vom Faschismus und Nationalsozialismus einerseits und vom Bolschewismus andererseits entworfenen Bilder sind sehr lebhaft und aufschlußreich, wenn auch von der einen oder anderen Seite Einwände erhoben werden können. Auf alle Fälle wird im Leser etwas zurechtgerückt, er gewinnt eine neue Übersicht und Einsicht, mag er vorher auch noch so gut informiert gewesen sein. Rohan greift aus der Fülle der Vorgänge das Wesentliche heraus und vermag es so zu formulieren, daß man sich wundert, es nicht vorher gewußt zu haben. Vor allem hervorzuheben ist die Schilderung des radikalen und konservativen Menschen unserer Tage und die überraschende Aufdeckung, daß es Typen gibt, welche sowohl konservativ wie radikal und daher politisch besonders erfolgreich sind.

Der Inhalt der ersten großen Kapitel des Buches „Erbgut Europas“, „Zwischen Gottlosigkeit und Gottsuche“, „Persönlichkeit und Lebensgestaltung“ sind notgedrungen vielfach nur als Sammlungen von Gedanken und Aphorismen aufzufassen, an die man wegen der Uferlosigkeit des Stoffes noch zahlreiche andere anreihen könnte. Darüber ist sich auch Rohan klar. Er sagt, daß das Buch nicht gründlich sei, nicht systematisch und wissenschaftlich, sondern eine impressionistische Bilanz des europäischen Lebens. „Von Religion zu Geschichte und Politik, von Liebe, Ehe und Kindererziehung zu Charakterbildung und Berufsethos, von Okkultismus zu moderner

Kunst und Mode, vom Adel und Bürger zum antibürgerlichen Menschen unserer Tage, von Staat und Wirtschaft zu den modernen Massenbewegungen und Weltanschauungen durchstreift es die europäische Gegenwart. Erlebnisse und Erfahrungen, Ergebnisse theoretischer Studien, Eindrücke von Reisen und Gesprächen mit hervorragenden Menschen, objektive Untersuchung der Wirklichkeit, Deutungen und Prognosen, Zukunftsträume, Bekenntnisse persönlichster Art — aus allen diesen Elementen besteht es und möchte doch eine Einheit sein, eine Zusammenfassung des Persönlichen und des Allgemeinen aus gegenwartsbejahendem Standort.“

Bei der Behandlung des ungeheuren Themas treten auch manche Widersprüche auf, mancher seelische Druck ist zu spüren, wenn die mannigfachen Antithesen und Gegensätze und Ungereimtheiten des europäischen Lebens doch als zusammengehörig erblickt werden möchten. Die Befahrung des Katholizismus und des Nationalsozialismus wirft Probleme auf, von denen nur einige, diese aber sehr bemerkenswert, einer Lösung nähergerückt werden. Gerade das, was verbindet, weiß Rohan zur Sprache zu zwingen, und er ergreift den Leser durch manche überraschend schöne und klärende Stelle. Wir erwähnen hier nur seine Auslassungen über das „Reich“. Der Standort Europa wird nicht benützt, um Vorgänge innerhalb der Nationen zu kritisieren, sondern eben diese Vorgänge dienen zur Deutung Europas.

Bekenntnis zum Christentum einerseits, zum radikal-modernen Europäertum konservativer und revolutionärer Prägung andererseits — das ist freilich ein Bogen, den zu spannen vielen unmöglich erscheinen möchte. Aber Rohan hat in der Tat neue Aspekte gewonnen und manche Möglichkeit der Zukunft vorbereitet. Widersprüche zu ertragen und schließlich zu einer großen Einheit zusammenzuzwingen — das ist das Schicksal des Europäers, vor allem des Deutschen in Europa. Innerhalb des Christentums aber ist das vorzüglich die Aufgabe der Österreicher. Rohan erhebt in bedeutungsvoller Weise als Deutscher und Österreicher seine Stimme für das Europa der Zukunft. Eugen Diesel.

Mythos der deutschen Welt

Als der Erzähler Friedrich Alfred Schmid Noerr vor bald zehn Jahren seinen „mythischen Roman“ *Frau Perchtas* Auszug veröffentlichte, stand er hiermit zwar schon im allgemeinen Zuge einer Zeit, die auf Erneuerung des Mythos drängte. Das Kernproblem dieser Erzählung um Karl den Großen, die Spannung zwischen germanischem und christlichem Mythos, war jedoch noch nicht zu einer völkischen Entscheidungsfrage herangereift. Schmid Noerr hat in den Zwischenjahren auf dem damals betretenen Boden weitergearbeitet. Er hat außer gelegentlichen Nebenarbeiten nichts Größeres veröffentlicht, um nunmehr mit der reifen Frucht dieser Inkubationszeit in einem weit schicksalshafteren geschichtlichen Augenblick zutage zu treten. Im Paul-List-Verlage, Leipzig, ist von ihm jetzt eine 660 Seiten starke Romanichtung unter dem Titel „Unserer Guten Frauen Einzug“ erschienen, die, hinausgehend über den lokalen und historisch fixierten Rahmen des Perchtamythus, den Mythos der gesamtdeutschen Welt und gesamtdeutschen Geschichte dichterisch zu gestalten versucht. Eine große Aufgabe, wie sie ihre Parallelen bei Homer, Vergil, Dante, Milton besitzt, ohne daß hiermit eine Parallelität der Lösungen auch schon in Sichtweite gerückt würde. „Wer weiß, was Mythos ist, der wird einen solchen Versuch nicht mit dem Großplan einer Dichtung aus der Phantasie eines Dichters gleichsetzen.“ Was Schmid Noerr bei der Restitution dieses Bauwerkes vorfand, war nur ein archäologisches Trümmerfeld, dessen Ausgrabung noch mitten im Gang, bei dem die Benennung und Arrangierung der Trümmer noch längst nicht gesichert, ja sogar die Voraussetzung ihres geschlossenen Zusammenhanges nur Hypothese war. Der Dichter mußte selber mit Hand anlegen und Forscherarbeit leisten. Er mußte aber andererseits auch mehr als Dichter sein und religiöse Entscheidungen wagen. Als wichtigste „in geheimem Widerstreit und tiefer Versöhnung zugleich“ den heute so umstrittenen Einbezug des christlichen Mythos in die germanische Welt. „Yggdrasil, die Weltesche, rauscht. Durch ihre Wipfel

weht der Ewigkeitwind. An ihren Wurzeln nagt der Wurm der Vergänglichkeit. Ihr breit geteiltes Geäst füllt jeglichen Ort, begt jegliche Tat, birgt jegliches Schicksal. Durch ihre Zweige hüpfet der Verrat und flattert die Angst. Im Herzen ihrer Wölbung aber leuchtet die Rose aus Licht, strahlt auf der kindliche Krift."

Treten wir jedoch diesem Werk vorerst als einfachem Lesegegenstand näher. Es stellt sich als eine „Romanbildung“ vor, wie jeder Mythos als eine Art weltumspannender Schlüsselroman, der ohne gründlichen Kommentar nur oberflächlich als „Märchen“ (etwa im Stile der Romanfäbelfärchen) zu verstehen wäre. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß das Werk wie alle echten Mythen nicht auch den Ehrgeiz gehabt hätte, in dieser Richtung Reize zu bieten und die Kindlein an sich zu ziehen. Mythos ist ja nicht Mystik, so ähnlich die Worte auch klingen; er will nicht ergründet, sondern mit Einschluß aller Sinne angefaßt werden. Nach einem einleitenden „Liede von der Weltesche“ (unser obiges Zitat verrät vielleicht schon die besondere Sprachkraft dieses Prologes) beginnt das erste Buch der Erzählung mit der „Werdezeit“. Zwölf Kapitel, die vom „Bärenkind“ Nupprecht, dem fellsgeborenen, aus Riesenblut gezeugten Urkinde des deutschen Menschen bis zur „Götterdämmerung“ reichen. Es sind noch keine „Menschen“ da; nur der Köhlerriese Unsevald mit seinem Weibe Munefun. Sie stehen im Dienste des Hakkubärend, des göttlichen Herzogs Wodemar, werden jedoch von Donar mit dem blitzgeborenen Eichkater Efferken, der tastenden und beschwichtigenden Seele, beschenkt. Wir können das Personengeflecht und den labyrinthischen Ereignisfaden nur andeuten. Das zweite Buch durchläuft sodann die „Werdezeit“ mit ihrem zentralen Ereignis, der Geburt des Krift in der deutschen Seele, welche als ihre Kehrseite die Dämmerung der alten Götter, Dämonen, Weisheits- und Heilswege zur Folge hat. Hier werden — gemischt aus Inferno, Purgatorio und Paradiesesahnung — alle Schichten des deutschen Chaos und Kosmos durchmessen auf dem weiten Süderwege Efferkens zum dornigen Kraute des ewigen Lebens, der an den Wanen und an der Toteninsel

Avalun vorbei zum Nornenbrunnen führt und über das Reich von Schicksal und Not hinaus bei der sechsfach geteilten „Weltenorgel“ Irminos, des Gottes hinter allen Göttern, endet: „Frei zu Gott schwingt zurück nun die menschliche Bahn, und der Geist ist zur Liebe gekommen.“ Im abschließenden dritten Buch wird dieser Durchbruch dann vollendet mit der „Weihnachtszeit“. Während die alten Götter in ohnmächtigem Sturm und Nebel in der Natursphäre der Winternacht zurückbleiben, springen aus den Tierfellen die Menschen hervor. Das Bärenkind Nupprecht wandelt sich zum gleichnamigen dienenden Knechte der Weihnachtszeit. Die Eichhornseele Efferkens steht als rothaariger Donarssohn und getreuer Echhart der Deutschen wieder auf. Der Riese Unsevald vervielfacht sich zum Volkvater und die Riesin Munefun zur deutschen Mutter Maria, in deren Glanz alle anderen Gottesmütter der Völker Einzug gehalten haben, um die Weihnacht der Tiere und Menschen vollkommen zu machen.

Wir haben den Umkreis des Werkes mit Siebenmeilenstiefeln abgeschritten. Der ernsthafte Leser wird einen anderen Weg gehen müssen. Er wird das Buch überhaupt kaum in einem Zuge durchlesen können, sondern Schritt für Schritt erarbeiten müssen, weil jeder Name, jede kleinste Ereigniswendung von Bedeutung ist, so wie in der Heraldik die winzigsten Haken und Schnörkel. Das hat seine Gründe aber nicht in der barocken Seele des Gestalters, sondern darin, daß „diese Dichtung eigentlich das deutsche Volk selber hätte dichten müssen, wären die Umstände günstig, sein Wissen der eigenen Vorzeit weniger zerstört“. Hierin liegt auch der Unterschied etwa zu Richard Wagners Versuchen einer deutschen Mythenerneuerung, welche im Bereich persönlicher Schöpferkraft verbleiben. Es kommt daher im Augenblick auch nicht so auf die wahrscheinlich sehr langsame „Wirkung“ dieses Werkes als auf sein Dasein an, mit dem es fortan wie ein Eberuch vor dem Garten unserer Vorzeit steht und die mannigfachen bequemeren Wege als bloße frühgeschichtliche Anbiederungen im Saft enden läßt.

Joachim Günther.

Niklas von Cues

Der Volkpreis für deutsche Dichtung 1936, der alljährlich von der Wilhelm-Raabe-Stiftung vergeben wird, ist Hans Künkel für den Roman „Schicksal und Liebe des Niklas von Cues“ (Leipzig, Philipp Reclam jun.) verliehen worden. In diesem Falle treffen wirklich alle Voraussetzungen zu, die die Vergebung eines Preises für einen Roman im Gedenken an einen großen deutschen Erzähler rechtfertigen. Denn Hans Künkel, der mit seinem Roman „Anna Leun“ schon Anspruch auf starke Beachtung erheben durfte, hat nun sein reifes, gestaltendes Können an einem großen Stoff bewährt. Sein Roman gilt dem Leben und Streben einer der großen Gestalten deutscher Geistesgeschichte und ist unmittelbar beziehbar auf die Zeit, in der wir stehen. Denn als Nikolaus Krisk (1401–1464), der Sohn eines harten Fischers und einer liebevollen, frommen Mutter aus Cues an der Mosel, das Vernkastel benachbart ist, ein Knabe war, machte sich schon die Auflösung der bisherigen einheitlichen Ordnung des christlichen Abendlandes in schärfster Form bemerkbar. Um die deutsche Königskrone stritten drei Könige und um den heiligen Stuhl drei Päpste. Die bisherige sichere Ordnung des christlichen Einheitsstaates war im Zerfallen. Ein neues Zeitalter begann sich anzukündigen, und der junge, aufgeschlossene, leidenschaftliche Nikolaus geriet mitten in die großen Entscheidungen dank innerer Berufung. Er ist neben anderen bedeutenden Werken der Verfasser der Schrift „De concordantia catholica“, die er dem Konzil zu Basel vorlegte, und „De docta ignorantia“, Schriften, deren geistiger Gehalt sie über die Jahrhunderte getragen hat. Nikolaus von Cues, der zur Kardinalswürde später aufstieg, hatte eine große Konzeption für die Neugestaltung der Welt und der Kirche, ehe die Zeit zu einer Reformation reif geworden war. In seinem Wissen um die Notwendigkeit der Änderung und in der Unmöglichkeit des Vollbringens, da die Zeit noch nicht reif war und auch die eigene Kraft nicht ausreichte, liegt die Tragik seines Lebens. Und sie war eine echt deutsche Tragik. Auf dem Konzil zu Basel war

man nahe an der Erreichung des Zieles: die europäischen Staaten auf nationaler Grundlage in sich zu ordnen und sie zu einer großen neuen Einheit in der christlichen Kirche zusammenzufassen. Nikolaus von Cues war für den Kaiser als die nationale Obrigkeit — er trug die wahre Reichsidee in sich — und gegen die Oberhoheit des Papstes. Aber da das Konzil von Basel und seine Teilnehmer sich in kleinem Interessenskampfe als nicht groß genug für ihre Aufgabe erwiesen, wagte er nicht, den letzten Schritt zu tun, und trat auf die Seite der Kirche, d. h. des Papstes. Sein Wirken war schicksalhaft, und aller Glanz und alle Macht, die ihm zufielen, vermochten nicht die Tragik des stecken gebliebenen Reformators, der zu früh gekommen war, in ihm wettzumachen.

Diese Gestalt mußte einen schaffenden Künstler wie Hans Künkel, der zu gleicher Zeit ein klarer philosophischer Kopf und Denker ist, besonders anziehen. Dem Denker gelang es meisterhaft, das geistige Ringen des Eufaners und die Bewußtseinslage der damaligen Zeit herauszuarbeiten, dem Künstler die Darstellung des Mittelalters mit all seiner Farbigkeit, seinem breiten und starken Leben, seiner Unerlöstheit und seinem Ringen, in einem farbenfatten, von innerer Dynamik erfüllten Gemälde.

Das Buch ist in jeder Zeile zeitnah. Denn wiederum steht Europa wohl vor dem Beginn eines neuen Zeitalters, nachdem das Zeitalter, das Eufanus einleitete, in geistiger Zerknung zu Ende gegangen ist. Und wiederum scheint es so, als ob gerade Deutschland die Aufgabe zufallen wird, unter den Völkern Europas dieses Ringen in stärkstem Beteiligtsein zu einer neuen Klärung zu bringen.

Dieses Buch hat allen Ringenden um den Sinn des Lebens und der Zeit sehr viel zu geben und kann dem einfachen wie dem anspruchsvollen Leser in gleicher Weise tiefe Anregung vermitteln. Rudolf Pechel.

Kants Nachlaßwerk

Der Mensch neigt dazu, offenbare Ver-säumnisse und Ver-sündigungen mit einem geistreichen Sprichwort ad acta zu legen. Es ginge aber nicht an, bloß den Satz des

Terentianus Maurus „habent sua fata libelli“ zu zitieren, um mit ihm eine der peinlichsten Unterlassungssünden der deutschen Gelehrsamkeit zu erklären. Wir meinen den folgenden Tatbestand: Als Immanuel Kant im Jahre 1804 verstarb, hinterließ er u. a. ein umfangreiches Bündel eng beschriebener Manuskriptseiten in Folioformat, von welchen er geäußert hatte, daß sie sein „Hauptwerk“ enthielten. Bei anderer Gelegenheit ist ihm allerdings auch die gegenfällige, aber für jeden Psychologen durchsichtige Äußerung entfallen, daß man das Manuskript nach seinem Tode verbrennen solle. Dies ist nicht geschehen, sondern etwas, das in gewisser Weise schlimmer, zum mindesten beschämender ist. Die Papiere kamen mit dem übrigen Nachlaß in die Hände von Kants Pfleger Wafianski, der sie dem damals autoritativen Kantausleger und Hofprediger Schulz zur Durchsicht und evtl. Herausgabe übergab. Schulz entschied dahin, daß das Werk nicht zur Veröffentlichung taue. Das Manuskript verschwand und tauchte erst in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder auf, nachdem also der ganze deutsche Idealismus von Fichte bis Hegel nicht mit ihm in Berührung gekommen war. Aber auch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ging der Streit um des Kaisers Bart weiter: niemand hatte das Werk richtig durchgesehen und studiert, viele aber maßten sich ein Urteil darüber an, ob es von Wert sei und veröffentlicht werden müsse oder nicht, unter ihnen auch wieder eine Autorität, Runo Fischer, der erneut die Bedeutungslosigkeit dieses Opus posthumum dekretierte, da Kant in seinen vollendeten Werken alles ausgesprochen habe, was er zu sagen gehabt hätte. Es fehlte somit für ein weiteres halbes Jahrhundert die simple, philologisch treue Ausgabe eines umfangreichen Werkes ausgerechnet des deutschen Denkers, von dem sonst jede Zeile tausendfach unter die Lupe genommen, jede dialektische Nuance durch einen Heerban von Auslegern um und um interpretiert wurde. Hierfür gibt es, wie gesagt, keine plausible Erklärung, geschweige denn eine Entschuldigung. Jetzt endlich, im Jahre 1936 (das hierdurch in der Geschichte der Philosophie ein Datum geworden ist) erscheint nun im Rah-

men der Kant-Ausgabe der Preussischen Akademie zum ersten Male ein vollständiger, unkorrigierter Abdruck des „Opus posthumum“ in zwei Bänden, herausgegeben von Arthur Buchenau und Gerhard Lehmann (Verlag Walter de Gruyter, Berlin). Uns liegt der erste Band vor, der die Konvoluten 1 bis 6 enthält. Man braucht gewiß nicht sehr an die Lektüre von Nachlässen gewöhnt zu sein, um schon in diesem ersten Teile ein „Buch“, und zwar eines der wichtigsten, erregendsten und inhaltsreichsten zu erkennen. Es ist überdies eines der erschütterndsten psychologischen Dokumente, an denen wir gerade bei Kant sonst solchen Mangel haben. Allerdings kein Buch zum Rezensieren oder Referieren; für seinen Inhalt müssen erst die kommenden Generationen die Interpretationsarbeit nachgeholt haben, ehe man ihn auch nur ungefähr wird abschätzen können, im Rahmen des gesamten Kantischen Denkens wie auch für sich allein. Dies wird eine sehr schwierige, aber vielleicht ungeahnt fruchtbare Arbeit sein, die wir durch eine willfährliche Textprobe aus dem Manuskript ein wenig illustrieren wollen:

„Alles Wissen ist a. Wissenschaft b. Kunst c. Weisheit (Sapientia, Sophia). Letztere ist bloß was Subjektives.

Weisheit besitzen Weisheit kennen Weisheit sehen

Die Physiologie, Cosmologie Weltall, Theologie Anthropol. Pantologie das All der Wesen

Die Acclamationen des Beyfalls der Bewilligung die Reclamationen der Verweigerung und (Abschlägig) Zurückforderung.

(H.C. Scheffner)

(Unertträgliche Plage wegen der Blähung auf dem Magenmund.)

Wissenschaft — Weisheit — — beydes als Lehre Doctrina

Philosophie ist Vernunftserkenntnis als Wissenschaft objektiv als eine Wissenschaft oder subjektiv als Belehrung seiner selbst St. Omer No. 1 und Volongero

Die Transc. Philos.: die Lehre von Gott u. der Welt.

Quarz, Feldspat, Glimmer. zusammen Fire Luft (kohlenfaures Gas) Herr Doctor Morgenstern in Dörpat

(Das Zodiaccallicht in der Ebene der Ecliptik) Lichtenberg. Zoroaster Zoroaster.

Der Doctor auf der Kirchenorgel — Luther

Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang der bleibt ein Narr . . .

Philosophie ist für den Menschen Bestrebung zur Weisheit die jederzeit unvollendet ist.

Selbst die Lehre der Weisheit ist für den Menschen zu hoch."

Diese Probe sollte nur so viel verdeutlichen, daß es sich in vielen Teilen des Manuskripts um den höchst seltenen und höchst merkwürdigen Einblick in unmittelbare Denkvorgänge eines der mächtigsten Denker handelt. Noch vermischt mit allem ganz Subjektiven der Person und doch immer wieder herangezogenen an die objektiven Probleme; wie wir heute wissen in wachsendem Kampf Kants gegen die Auflösungen des Alters. Abgesehen von ihrem psychologischen Interesse wiederholen die Gedankengänge aber nicht nur die Vernunftkritik, sondern weisen weitgehend darüber hinaus. Es finden sich wichtige Elemente zu einer transzendentalen Naturphilosophie sowie Beziehungen, die rückwärts auf Spinoza, vorwärts auf Fichte und bis in die anthropologische und phänomenologische Problematik der Gegenwart weisen. Es ist aber noch viel zu früh, hierüber Bestimmteres auszusagen, warten wir daher ab, bis auch der zweite Band erschienen und das Werk unter die Oberflächenschichten des heutigen philosophischen Bewußtseins gedrungen ist, was gut einige Jahre, vielleicht auch Jahrzehnte dauern mag.

Joachim Günther.

Zur Literaturgeschichte

In den „Zürcher Schriften zur Literaturwissenschaft“, die Karl Ermatinger herausgibt, „Wege zur Dichtung“, sind zwei neue Bände, Band 24 und 25, erschienen, die wissenschaftlich sehr gut fundierte und gründliche Untersuchungen bringen: Band 24 „Die Bedeutung des Bergbaues bei Goethe und in der deutschen Romantik“ von Josef Dürler (NM 680) und Band 25 „Schillers Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung. Prolegomena zu einer Typo-

logie des Dichterischen“ von Heinrich Meng, wobei die erste Schrift viel Material in klarer Gliederung, die zweite grundsätzliche Untersuchungen zu einer allgemeinen Frage, ausgehend von einem Sonderfalle, bringt.

„Die Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ von A. F. C. Wilmar, die seinerzeit von großer Deutung für die Generation, zu deren Zeit sie erschien, geworden ist — sie erschien erstmalig 1845 — bearbeitete neu und setzte fort J. Kohn (Berlin, Safari-Verlag. NM 4,80). 1867 hatte Wilmar die letzte Hand an eine Neuauflage gelegt, nach seinem Tode 1868 erschien die Literaturgeschichte in vielen Auflagen und Bearbeitungen. Die entscheidende Neugestaltung durch Johannes Kohn setzt bei Klopstock ein und leitet in aller Kürze bis in die heutige Zeit. Sie schließt mit dem Kapitel „Nationalsozialistischer Durchbruch“.

Vom Fliegen

In einer Geschichte des Fluggedankens „Eroberung des Himmels“ gibt Peter Thoen eine gründliche Übersicht über die Entwicklung des Fluggedankens vom Mythos durch alle Stadien der Versuche bis zu Lindbergh und den großen Fliegern unserer Tage. (Mit 12 Bildn., geh. NM 3,70.) Anne M. Lindbergh veröffentlicht ein prächtiges Buch „Ich fliege mit meinem Mann“. Sie begleitete ihn auf seinem kühnen Flug über die Nordwest-Passage nach China, einem Wagnis, vor dem alle Kenner warnten, das aber das große fliegerische Können Lindberghs bewältigte. (Mit 19 Kartenzzeichnungen von Charles Lindbergh, NM 3,—. Beide Bücher Wien, E. P. Tal & Co.)

„Hals über Kopf“ nennt E. K. Welkig seine Geschichte vom Fallschirm und was man davon wissen muß (Stuttgart, Franck'sche Verlagsbuchhandlung. NM 3,20. Mit 29 Abbildungen). Hier gibt ein guter Kenner alle technischen Einzelheiten und erzählt von Fallschirmen und ihrer Anwendung in Krieg und Frieden zum großen Teil auf Grund eigener Erlebnisse.

Die Ergebnisse des Wettbewerbs um das beste Fliegerbuch der deutschen Jugend werden in einer lebendigen, mit guten Bil-

dern geschmückten Reihe von Büchern jetzt veröffentlicht: „Wir fliegen für Deutschland“ von Wilhelm Guldenspennig, ein Buch, das das Erlebnis und die Technik des Fliegens mit 48 Abb. auf Tafeln und 28 Skizzen im Text für unsere Jugend darstellt (Berlin, E. S. Mittler. RM 2,—); Karl Theodor Haagen, „Flieger vor die Front“, mit 61 Abbildungen auf Tafeln (RM 2,80); „Verwegene Burschen fliegen!“, mit 11 Abbildungen (RM 2,—); zu diesen Erlebnissen von Pimpfen, Jungfliegern und ihrem fröhlichen Weg in die Luftwaffe schrieb Hermann Göring das Vorwort.

Eine schöne Ergänzung hierzu bildet das Buch von Heinrich Einspinner „Flüge über Österreich“ (Graz, Leykam-Verlag. Mit 52 Bildern), in dem der Verfasser mit aufgeschlossenem Sinn für das Fliegerleben und die durch das Luftbild neu erschlossene Schönheit des Landes begeistert und begeisternd zu erzählen weiß.

Von Soldaten und vom Kriege

In der wertvollen „Kriegsgeschichtlichen Bücherei“ (Berlin, Junfer & Dünnhaupt) sind fünf neue Bände erschienen, deren jeder die Vorzüge dieser Sammlung in Reinkultur zeigt: sachkundige Auswahl aus besten Quellen, Konzentrierung auf die kriegsgeschichtlichen Gesichtspunkte, trefflichere Ausführung und Erläuterungen. In Band 22–23 gibt Hermann Gadenholz Leopold von Ranke „Ansicht des Siebenjährigen Krieges“ mit einer Einführung heraus. Band 20–21 umfassen Auszüge aus Hermann von Boyens Erinnerungen „Von Großbeeren bis Leipzig“, die Johannes Ullrich einführt. Drei Kartenskizzen sind beigelegt. In die früheren Zeiten führen Band 24–25, in denen Helmut Bauer Auszüge aus der Geschichte der Kreuzzüge von Wilhelm von Tyrus „Uns heilige Grab“ einleitet, denen eine Karte der Belagerung von Jerusalem beigelegt ist. Wilhelm von Tyrus, geboren um 1130 in Syrien von abendländischen Eltern, war später bekanntlich Archidiakon von Jerusalem und später Erzbischof von Tyrus. Er hat aus den Berichten von Fulcher von Chartres, Rai-

mund von Agiles, Albert von Aachen, Valderich von Burgueil und des Kanzlers Gauthier mit erstaunlichem, fast geopolitisch geschultem Weitblick eine Geschichte Syriens bis zum Jahre 1184 geschrieben, in der die ersten acht Bücher sich mit der Geschichte des ersten Kreuzzuges befassen. Aus diesen acht Büchern sind unter Weglassung der nicht unmittelbar interessierenden Vorgänge die Auszüge getroffen. Brun von Merseburgs „Das Buch vom Sachsenkrieg“ nach der Übersetzung von Wilhelm Wattenbach gibt Ottokar Menzel gleichfalls unter Fortlassung der nicht unmittelbar auf die Kriegsdarstellung bezogenen Teile heraus. Brun war ein erklärter Parteigänger gegen König Heinrich IV., den er grimmig gehaßt hat, so daß er in einer Art Propagandaschrift hier eine politische Geschichte des Sachsenkrieges gibt, die er im Jahre 1082 verfaßt hat. Aus dem zweiten Bande des Buches „Der Einfluss der Seemacht auf die Geschichte“ des amerikanischen Admirals M. Th. Mahan von (1840–1914) gibt Wilhelm Scheidt einen Auszug heraus „Die Seeschlachten bei Abukir und Trafalgar“, die sicherlich zum Besten gehören, was je über Seekriegsgeschichte geschrieben ist.

Von dem großen österreichischen Werke über den Weltkrieg „Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918“ ist der 5. Band erschienen (Wien, Verlag der militärwissenschaftlichen Mitteilungen), der die Ereignisse des Kriegsjahres 1916 behandelt. Glaise-Horstensau, Heydendorf, Czeglá, Wisshaupt, Rißling und Klumpner sind die Bearbeiter. Auch dieser Band steht auf der Höhe der von uns früher angezeigten anderen Bände und bringt wiederum ein geradezu hervorragendes Kartenmaterial.

„Die berühmteste Nachfahrpatrouille des Weltkrieges“ war die, die der Unteroffizier Alkenings von der 1. Kompanie des Lehr-Infanterie-Regiments während der Durchbruchschlacht von Przemyśl am 23. und 24. November 1914 auszuführen hatte und auf der er dem XXV. Reservekorps, das noch in der eisernen Umklammerung der Russen sich befand, die Meldung über den erfolgten Durchbruch der Division zu bringen hatte und in wahrhaft

echtem Soldatentum auch überbracht hat. Den Bericht über diese Tat des damals 22jährigen Unteroffiziers gibt mit einer Würdigung seiner Persönlichkeit der Herausgeber Fr. Th. Gruf (Berlin, Grundsberg-Verlag. 60 Seiten. 2 Bilder und 1 Kartenskizze). Im gleichen Verlage erschien eine Bildgeschichte „Das Antlitz von Verdun“ von Hermann Zieser (214 Seiten. 134 Abbildungen). Seinen großen Werken über den Krieg „Der einsame Feldherr“ und „Generäle, Händler und Soldaten“ hat nun dieser wahrhaft dazu Berufene, weil er selber dabei war, ein unvergeßliches neues Werk, dessen Bilder einen ebenso stark innerlich berühren wie der Text, hinzugefügt. — Alfred Weise-Potsdam schildert in seiner knappen, klar und fest gegliederten Schrift „Söldner und Soldaten“ den Weg zum Volksheer aus den ersten Tagen unserer Geschichte bis zum heutigen Stande (ebenda. 110 Seiten).

Zwei Bücher gelten, was wir besonders begrüßen, der Heldenleistung österreichischer Truppen im Weltkrieg: Dr. Wilhelm Czermak „Krieg im Stein“ (Berlin, Grundsberg-Verlag. 15 Bilder und 2 Kartenskizzen und 200 Seiten) und Gisbert W. Kühne-Hellmessen „Kaiserjäger — Ausbarren!“ (Oldenburg, Gerhard Stalling. 2 Übersichtskarten. RM 4,80). Zum Buche von Czermak, das man ebenso wie das andere Buch nur mit tiefster Ergriffenheit lesen kann, in seiner ergreifenden Schilderung von der blutigen Mühle am Isonzo, schrieb Generaloberst Heye das Geleitwort. Kühne-Hellmessen gibt in Romanform das Heldenlied vom Einsatz und Sterben des 2. Regiments der Tiroler Kaiserjäger in den Septembertagen 1914. Seine Schilderung hält sich auf der würdigen Höhe des sachlichen Berichtes über die unerhörte Leistung am Isonzo.

Lloyd George

Jetzt ist der dritte Band des deutschen Auszugs aus Lloyd Georges War Memoirs erschienen, der die wesentlichen Teile von Band 5 und 6 der englischen Originalausgabe umfaßt: „Mein Anteil am Weltkrieg.“ 3. Teil (Berlin, S. Fischer. RM 16,—). Dieser Schlussband behandelt

die Zeit vom Frühjahr 1918 bis zu den Waffenstillstandsverhandlungen. Gerade diese Abschnitte haben in England und in der Weltpresse außerordentliches Aufsehen erregt wegen der harten und schonungslosen Auseinandersetzung mit Haig. Der Eindruck ist wiederum der, daß die Sicherheit während des Krieges drüben durchaus nicht immer gefühlsmäßig vorhanden war weder im Hinblick auf den Ausgang des Krieges noch auf die innere Einigkeit. Denn die Gegensätze zwischen der Regierung und den Militärs waren zeitweise geradezu ungeheuer. Auch dieser Band bringt eine Fülle von Material, das für keine Geschichtsschreibung des Weltkrieges zu entbehren ist, auch unter voller Inrechnungsetzung des ganz Persönlichen dieser Aufzeichnungen, wie es bei der Natur Lloyd Georges selbstverständlich ist.

Kunstgeschichte der Schweiz

Man darf zum Ruhme der Schweiz sagen, daß immer, wenn es um die Darstellung einer gemein-zeitgenössischen Sache geht, die für die Gesamt-Schweiz repräsentativ ist, man eine Form gefunden hat, die in jeder Weise des behandelten Gegenstandes würdig war. Das gilt auch von der großen „Kunstgeschichte der Schweiz“, die der Privatdozent an der Universität Zürich, Joseph Sautner, schrieb, deren erster Band „Von den helvetisch-romanischen Anfängen bis zum Ende des römischen Stiles“ erschienen ist (Frauenfeld, Huber & Co. Subskriptionspreis Fr. 26,—. 236 Bilder und Pläne). Das ganze Werk ist auf drei Bände berechnet. Im Jahre 1876 erschien die erste zusammenfassende Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz von den ältesten Zeiten bis zum Ende des Mittelalters von Rudolf Rahn. Dieses Werk fand bis heute keinen Nachfolger, so daß eine neue Kunstgeschichte der Schweiz auf Grund des ungeheuer angewachsenen Materials und neuer kunstgeschichtlicher Erkenntnisse eine Notwendigkeit war. Man darf nach dem vorliegenden ersten Bande sagen, daß Sautner das ihm vorschwebende Ziel, die Kunst der Schweiz in ihren Entwicklungsstufen, in ihrer Bedingtheit und Bezogenheit auf die einzelnen Gegenden des Landes, in ihrer Wechselwirkung zu der Kunst der

Nachbarstaaten zu schildern, in vollendeter wissenschaftlicher Objektivität erreicht werden wird. Der erste Band schließt ab mit dem Ausflügen des romanischen Stils, der zweite soll die Perioden der Gotik und der Renaissance, der dritte die des Barock und des Klassizismus umfassen und wird bis weit ins 19. Jahrhundert alles Wesentliche des Schweizer Kunstgeschehens berücksichtigen. Neben der zeitlichen ergibt sich zwanglos eine Gliederung nach den drei Hauptgebieten Architektur, Plastik und Malerei, wobei auch die Gebiete der angewandten Künste ihre gebührende Berücksichtigung finden. Für die älteste Zeit gibt Gantner neue Erkenntnisse und neue bedeutsame Einordnung in den Zusammenhang. Man erwartet mit Spannung das Erscheinen der nächsten Bände, da bei ihrem Abschluß zweifellos ein vollständiges und zuverlässiges Kompendium der gesamten Schweizer Kunst vorliegen wird. Die Ausstattung des 290 Seiten starken Bandes ist von solider Vornehmheit, die Wiedergabe der Pläne und Bilder vorzüglich.

Luther

Rudolf Thiel hat in seinem ersten Bande, der Luthers Leben und Wirken in den Jahren von 1438 bis 1522 in eichem Luthergeist schilderte, nun den zweiten Band folgen lassen: „Luther 1522 bis 1546“ (Berlin, Paul Neff. 374 Seiten). Thiel hat diesen Band, der sehr viel eigene Forschungsergebnisse bringt, gegliedert in die beiden Teile: Der Führer und Der Wächter. Die Kämpfe, die Luther in diesen Jahren mit seinen Gegnern und seinem eigenen Herzen und Gewissen durchzufechten hatte, kommen in ergreifender Weise zur Darstellung. Es ist oft ein fast schmerzliches Miterleben, wie der starre Charakter im Dienste des Höchsten sich ein Aufgeben früherer Überzeugungen abringt und wie ehrlich bis ins Letzte er seinen Kampf führt. Gerade in diesem Bande wird eine Fundgrube geöffnet für Luthers Stellung zu all den Problemen, die auch heute wieder alle Menschen, denen das Christentum nicht eine leere Phrase ist, bewegen. Das Buch kommt wahrlich zur rechten Zeit. In seinem Nachwort legt Thiel Rechenschaft über den Sinn und das Ziel seines Wer-

kes ab. Ein Verzeichnis der Jahreszahlen ist dem Buche nachgesetzt, das wie der erste Band mit vielen Bildern geschmückt ist, beginnend mit dem Lutherbild von Lucas Cranach vom Jahre 1526 und endend mit dem Totenbild von Furtenagel.

Schönes deutsches Land

Die meisten Deutschen glauben, wenn sie München, Stuttgart, Heidelberg, Würzburg, Bamberg, Rothenburg und andere schöne Plätze des deutschen Südens kennen, nun wirklich den deutschen Süden zu besitzen. Daß aber erst dem langsam und bedächtig Reisenden, der die Hauptstraßen und die Hauptstädte des Verkehrs vermeidet, das wahre Wesen und die wirkliche Schönheit dieser begnadeten Lande sich erschließen, das zeigt in sehr einprägsamer Weise das prächtige Buch Hermann Gradels „Der schöne deutsche Süden“, zu dessen 108 Bildern auf zum Teil mehrfarbigen Kunstdrucktafeln Ludwig Ankenbrand den Text schrieb. Hermann Gradel hat wirklich die Seele der süddeutschen Heimat in seinen Bildern festgehalten, und Ankenbrand versteht es, das Land der Franken, Bayern, Schwaben und Alemannen in seiner stillen und seiner starken Schönheit, wie es abseits der großen Verkehrswege dem Andächtigen sich erschließt, nahezubringen (Stuttgart, Walter Häddecke. 108 Kunstdrucktafeln. 48 Seiten Text). Das ist ein höchst erfreuliches Buch, dem der Verlag eine würdige Ausstattung gegeben hat.

Frauen der Geschichte

So nennt sich eine neue Buchreihe, die vielversprechend beginnt, in der bedeutende Frauen, die in der Geschichte eine Rolle gespielt haben, in kurzen und knappen Biographien vorgeführt werden. „Maria Theresia“ beginnt den Reigen, sie wird von Maria Josefa Krüd von Poturzyn als Frau und Königin gewürdigt. Alexander von Gleichen-Kußwurm schrieb das Lebensbild, das zu gleicher Zeit ein Zeitbild ist, der Königin „Victoria“, während Luise Marcell „Eleonore d'Albreuse“ würdigt als die Großmutter Europas. Diese französische Hugenottin wurde von der Geliebten

die legitime Gemahlin des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg-Celle und durch ihre Tochter, die den hannoverschen Kurprinzen und späteren König Georg I. von England heiratete, zur Ahnfrau der meisten europäischen Herrscherhäuser, auch des preussischen Königshauses. Diese kluge Frau hat ihr kleines Land vorbildlich regieren helfen und wesentlich dazu beigetragen durch ihr diplomatisches Geschick, daß das Land glücklich durch die schweren Kriegswirren der Zeit Ludwigs XIV. kam. Rudolf Dammert beschrieb das Schicksal der bekannten „Aurora von Königsmark“, einer der Geliebten Augusts des Starken. In die jüngste Geschichte mündet endlich die Lebensdarstellung der unglücklichen „Mata Hari“ von Friedrich Wendler-Wildberg, die ohne jede Schönfärberei und unter Zerstörung vieler Legenden Mata Haris Lebensweg als Tänzerin, Kurtisane und angeblicher Spionin bis zu ihrem Ende unter den Flintenkugeln eines französischen Exekutiv-Pelotons schildert.

Der Unheilige Gottes

Mit einem Renaissance-Roman „Gismonda Malatesta“ tritt Mathilde von Megradt vor die Öffentlichkeit (München, F. Bruckmann. 358 Seiten mit 10 Bildtafeln. RM 6,50). Mit einer stellenweise hinreißenden Kraft der Erzählung versteht es diese Frau, gestützt auf genaueste Quellenkenntnis, ein Menschenschicksal und das historische Geschehen, das sich in dem großen Condottiere seinen Träger wählte, in einem fast unheimlich lebendigen Bild der Zeit gewaltigen Geschehens, starker Menschen jenseits von Gut und Böse und eines gesteigerten Lebens in jeder Hinsicht erstehen zu lassen, daß wir dieses neuen Besitzes uns ohne Vorbehalt freuen.

Vom Deutschen Reich

Otto Smelin, der in seinen großen historischen Romanen bewies, daß er deutsche Geschichte mit starker Gestaltungskraft in lebendige Gegenwart heraufbeschwören kann, hat in seinem neuen Buch „Der Ruf zum Reich“ die Tragödie des deutschen Kaisertums in Italien in sattem Farben dargestellt (München, F. Bruckmann. 328 S. mit 14 Bildtafeln. RM 6,50).

Hier wird der Kampf, den die deutschen Kaiser vom 10. bis zum 14. Jahrhundert um das Heilige Römische Reich Deutscher Nation geführt haben, mit fast visionärer Kraft deutsches Erlebnis, und das Wesentliche an diesem Buche ist, daß unzerreißbare Fäden aus deutscher Vergangenheit sich zu deutscher Zukunft knüpfen.

Von Paul Ernsts „Das Kaiserbuch“ ist nun auch der 3. Band „Die Schwabenkaiser“ in Volksausgabe erschienen (München, Langen-Müller. RM 8,50). Nach dem Sachsenkaiser und dem Frankenkaiser schließt jetzt der 3. Band das Rund, in dem der deutsche Dichter Paul Ernst in einer idealen Fortsetzung mittelalterlicher Epen Glanz, Größe und Elend stolzer deutscher Geschichte für unser Volk festhielt.

Ein Bilderbuch

„Die Fenster auf, die Herzen auf“ nennt Luise Staudt-Zoerb ein hübsches, buntes Büchlein „für Mütter und ihre lieben Kinder“ (Oldenburg, Gerhardt Stalling. RM 2,80). Hier sind zu Volkskinderreimen und Liedern fröhliche, innige und sehr bunte Bilder geschaffen, die in ihrer volksliebendigen Einfachheit dem kindlichen Verständnis ohne weiteres nahekommen.

Maria Waser

„Sinnbild des Lebens“ nennt Maria Waser ihren Rückblick auf die eigene Kindheit (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. RM 6,75), in dem die bedeutende Schweizer Dichterin, ganz in die Tiefe gehend, dem Gesetz des eigenen Werdens und des eigenen Lebens nachspürt. In großer Reife und mit der Kraft ihrer starken dichterischen Begabung läßt sie hier ein Bild ihrer Kindheit entstehen, hinter dem die tiefe Sinnbedeutung der letzten Geheimnisse steht, da sie das Bezogensein des Lebens auf den Tod in seinem Schrecken überwindet und in dem richtigen Begreifen des Lebens auch im Tode den Durchgang zu einem reineren Zustande sieht. Dieses Buch wird neues Interesse für ihre großen Romane erregen, auf die ausdrücklich hingewiesen sei: „Die Geschichte der Anna Waser“, „Wende“, „Land unter Ster-

nen", „Begegnung am Abend“, „Wir Narren von Gestern“ und ihre Novellen „Von der Liebe und vom Tod“.

Kathederbüden

Johann Georg August Galletti, 1750 bis 1828, bis 1819 Professor am Gymnasium in Gotha, war ein schwer gelehrter Mann. Außer einer Geschichte des Herzogtums Gotha schrieb er eine sechsbändige Geschichte Thüringens und eine Kleine Weltgeschichte in 27 Bänden und eine Fülle von historischen und geographischen Veröffentlichungen. Das brachte ihm Geld und Ruhm, von dem jedoch nichts durch die Nachwelt bestätigt wurde. In anderer Form aber wurde er unsterblich, nämlich als „Der Klassiker der Kathederblüte“ (München, R. Piper & Co. RM. 3,20). Dieses reizend ausgestattete Büchlein hat Arthur Hübscher, der letzte Leiter der „Süddeutschen Monatshefte“, mit der gleichen Liebe herausgegeben, wie der Verlag zu seiner Ausstattung aufwandte. Aus diesem Büchlein möchte man seitenweise abdrucken, um diese sprudelnde Quelle unfreiwilligen Humors allen zugänglich machen zu können. Zum Glück verhindert das der beschränkte Raum, so daß jedem Freunde des Humors in jeder Form nur übrigbleibt, dieses reizende Kuriosum zu kaufen.

Und über allem die Mutter

In dem von Johannes Rohr ausgewählten Sammelbande „Liebe Mutter“ (Berlin, Safari-Verlag) sind, geschmückt mit vielen Bildern, edle Blüten aus Dichtung, Briefen und Erinnerungen zusammengetragen, zu einem Hohenliede der Mutterliebe von ihrer Verwahrung in schwersten und ernstesten Stunden bis in die kleinen und oft so mühsamen Dienste am Kinde, die erst die reif gewordenen Töchter und Söhne mit gebührender Ehrfurcht und Dankbarkeit zu würdigen wissen. Hier vereinen ihre Stimmen zu einem einzigen Lob- und Danklied auf die Mutter neben unseren besten Malern Dichter wie Ruth Schaumann, Luise von Strauß und Torney, Arno Holz, Helene von Kügelgen, die Drost, J. M. Wehner, Matthias Claudius, Wilhelm von Polenz, Kolben-

heyer, Arnim-Brentano, Helene Voigt-Diederichs, Isolda Kurz, Storm, Pestalozzi, Agnes Miegel, Mörike, Platen die Mütter deutscher Dichter und königliche Frauen auf den Thron mit vielen andern toten und lebenden Dichtern, so daß wir dieses Buch, das verständnisvolle Liebe auswählte, jedem Herzen, das echtem Gefühl sich nicht verschließt, als eine Art Hauspostille nahebringen dürfen.

Kalender

Der Deutsche Reichspost-Kalender (Leipzig, Konkordia-Verlag) präsentiert sich auch für 1937 mit seinem hübschen bunten Titelblatt und den Bildern aus dem Leben und der Arbeit der Reichspost, die immer je drei Tage zusammenfassen und von knappem Text erläutert werden, als eine hübsche und einprägsame tägliche Erinnerung an die große und umfassende, von der deutschen Reichspost gearbeitete Arbeit.

Junge Kunst 1937. 25 Bilder aus Kunstdruckarten von Oskar Just sind hier zu einem erfreulichen, frischen und bunten Abreißkalender zusammengestellt: Landschaften des Riesengebirges und Schwedens, Blumen und Tiere, Jugend bei ihren Freuden in den verschiedenen Jahreszeiten und feste Bauern des Riesengebirges (Planen, Günther Wolff. RM 2,80).

Meyers Universal-Atlas

In vier Teile ist die neue Ausgabe dieses Atlas (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 19,50) gegliedert: 1. geographische Einleitung, welche die Erde als Lebewesen und als Heimat des Menschen schildert; 2. Karten, und zwar 225 Haupt- und Nebenkarten, darunter 2 Großraumkarten; 3. Bilder; 4. alphabetisches Namenverzeichnis. Der Text wie die Karten sind so gründliche und ordentliche Arbeit, wie man es von der kartographischen Abteilung des Verlages gewohnt ist. Das Neue dieses Atlas ist die Beigabe von Abbildungen, die die Vorstellung des betreffenden Landes verdeutlichen und verlebendigen sollen und die durch nebengedruckten Text erläutert werden. Dieser interessante Versuch kann dort als restlos gegliedert angesprochen werden, wo die Bilder Landformen und die Bewirtschaftung der Erde und die Be-

griffe Land und Wasser erläutern. Bei den andern Bildern könnte man sich vorstellen, daß durch eine strengere Sichtung und durch Anfertigung von Bildern, die aus dem tieferen Sinne eines solchen Atlas heraus und nur zu diesem Zweck aufgenommen werden, man dem angestrebten Ziel noch näherkommen könnte.

Grimms Märchen

92 der schönsten von den Brüdern Grimm gesammelten Märchen mit Wilhelm Grimms unvergänglichem Aufsatz „Über das Märchen“ sind in einem ganz besonders schönen Bande von rund 400 Seiten im Insel-Verlag erschienen mit acht handkolorierten ganzseitigen Bildern und 100 Holzschnitten im Text von Fritz Kredel (Preis nur RM 6,50). Man kann sich kaum etwas Schöneres denken auf dem ganzen großen Gebiete der Buchillustration als diese Holzschnitte und Bilder Kredels, der hier alle die Elemente des echten Märchens erstehen läßt, die Wilhelm Grimm als seine Kennzeichen für immer gültig festgelegt hat.

Otto der Große

Ludwig A. Winterswyl schrieb eine Monographie „Otto der Große und das erste Reich der Deutschen“ (Berlin, Obelisk-Verlag. 96 S., 8 Bildseiten und Karten, die A. Hillen Ziegfeld zeichnete, mit einem Stammbaum der deutschen Könige und Kaiser aus dem sächsischen Hause der Lindolfinger). Winterswyls Arbeit gliedert sich in die Abschnitte: „Die germanischen Stämme und der werdende Reichsplan“; „Das Reich im Übergang an die Sachsen“; „König Otto der Erste, Wahrer und Mehrer des Reiches“; „Reich der Deutschen — Heiliges Reich“; „Otto der Große, Erster Kaiser des Heiligen Reiches Deutscher Nation“. Diese kleine Arbeit ist schlechterdings meisterhaft, denn Winterswyl arbeitet mit der ihn auszeichnenden Klarheit der Darstellung und der ihm selbstverständlichen intellektuellen Redlichkeit den germanischen Reichsgedanken von Theoderich dem Großen über Karl den Großen bis zu Otto heraus, und er prüft die Verwirklichung der realpolitischen

Möglichkeiten dieses Reichsgedankens nach. Die Gestalt Ottos des Großen tritt in ein helles und klares Licht als ein Muster des Verantwortungsgefühls, mit dem er sein hehres Amt verwaltete, dem Reiche und damit dem Abendlande dienend. Solche Studien sind das, was wir heute brauchen. Die Reichsidee muß wieder aus ihrer Entstehung und ihrer Geschichte klar gesehen und verantwortungsbewußt herausgestellt werden. Wenn das in einer Form geschieht, bei der sich geistige Disziplin mit der Wärme inneren Beteiligteins vereinen, so kommen wir einen wesentlichen Schritt weiter.

Ein großer deutscher Verleger

Lulu von Strauß und Torney läßt in ausgewählten Briefen und Aufzeichnungen das Leben und Werk ihres Mannes, Eugen Diederichs, erstehen (Jena, E. Diederichs). Eugen Diederichs hat selbst mit eigenen Schriften, Aufrufen, Erläuterungen und beschwörenden und zornigen Mahnungen sich so oft an das deutsche Volk gewandt, daß auch für die, die diesen geistvollen, kühnen und klugen, von tiefem Verantwortungsgefühl geleiteten deutschen Verleger nicht persönlich kannten, sein Bild und der Umriß seines Wesens etwas Lebendiges sind. Wenn man nun die Fülle dieser Briefe an sich vorüberziehen läßt, die ihn im geistigen Austausch, in der Anspornung, im Ringen und in der Ablehnung mit so vielen geistig regen und bedeutenden Männern deutscher und fremder Zunge zeigen, und die Leistung des Jenaer Verlages unter seiner persönlichen Leitung danebensetzt, so muß man bekennen, daß dieses Leben nicht nur dem deutschen Volke unendlich viel gegeben hat, im Auslande dem deutschen Verlag neue Achtung erwarb, sondern auch für den Träger dieser Leistung ein segnetes war. Ein praeceptor Germaniae wollte er sein und ist es gewesen, wenn nicht gelegentlich die deutsche Bedeutung des lateinischen Wortes überwog. Jedenfalls aber hat Eugen Diederichs zu den immer spärlicher werdenden großen deutschen Verlegern gehört, die ihre Ehre darin sahen, dem deutschen Geiste und seiner Sendung zu dienen, und es dabei doch verstanden,

im Gegensatz zu den Bücherfabriken, ihrem Verlage den Stempel ihrer Persönlichkeit aufzudrücken.

Schacht

Zum 60. Geburtstag des Reichsbankpräsidenten und Reichswirtschaftsministers Dr. Schacht veröffentlichte Franz Neuter, der durch seine erste Biographie Schachts vom Jahr 1933 ebenso wie durch seine persönliche Nähe zu Schacht und seine gründlichen wirtschaftlichen Kenntnisse für diese Aufgabe vorbereitet ist, das Buch „Schacht“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Neuter gliedert den Stoff in die Abschnitte: Werdegang und geistige Entwicklung; Große Aufgaben; Kampf auf neuer Basis; Wirtschaftspolitik unter dem Nationalsozialismus; Die Persönlichkeit; Im Urteil des Auslandes. Ein Abschnitt, den man mit besonderer Aufmerksamkeit lesen sollte.

Ludwig Thoma

Zum 70. Geburtstage von Ludwig Thoma am 21. Januar hat der Verlag Albert Langen/Georg Müller, München, seine sämtlichen Bauerngeschichten in einer gut ausgestatteten Ausgabe vereinigt und als willkommene Geburtstagsausgabe dem deutschen Volke dargebracht: „Meine Bauern“ (263 Seiten, RM 4,—).

Von Abenteuern

Es ist kein Zufall, daß nach den Neuauflagen von *Gerfläder* und *Sealsfield* nun auch die *Wildwestromane* Bret Hartes ihre Auferstehung erleben: „Gabriel Conroy“, „Das Geheimnis der Sierra“ und „Drei Goldgräber“ (Berlin, Aufwärts-Verlag. Zu dem niedrigen Preise von RM 3,80). Wir gestehen gerne, daß der gleiche Zauber wie für unsere jungen Jahre auch jetzt auf diesen Blättern liegt. Gibt doch Bret Harte im Gegensatz zu so vieler verlogener Abenteuerromantik mit verrerrter Psychologie die harte Wirklichkeit des Wilden Westens in der Zeit seiner Erschließung und seiner ersten großen Entwicklung nach aufwärts wieder. In dieser Wirklichkeit ist genügend Wildheit und Größe, daß der eigenen Phan-

tasie Raum zum Weiterspinnen bleibt. Anständiges, gerades, einfaches Menschentum, Biedermänner bis zur Dummheit und Schufte und Betrüger großen Formats, engelhaft, lustige und verruchte Frauenzimmer tummeln sich in der großen und wilden Welt, die es Bret Harte ermöglicht, psychologische Konflikte, deren Fäden nicht mehr zu entdröseln sind, durch Erdbeben, Hotelbrände und andere Katastrophen zu Ende zu führen, bei denen die Bösewichter dann schockweise verschwinden. In der gleichen Reihe erschien ein Tatsachenroman von Carsten-Henrich „Unter dem Kreuz des Südens“, der die Schicksale eines Deutschen im Weltkriege schildert, der im Verdacht der Spionage von den australischen Militärbehörden durch Australien gehéht wird und für seine Freiheit fast übermenschliche Taten vollbringt, bis ihn endlich doch sein Geschick ereilt, er aber zuletzt doch vor der Vollstreckung des Todesurteils in ein Kriegsgefangenenlager gerettet wird. — Von Abenteuern auf Grund eigener Erlebnisse erzählt auch das Buch von Max Junge „Durch Urwald und Pampa“ (Berlin, Ullstein. 16 Bilderseiten. RM 3,80). Junge hat im Auftrag der chilenischen Regierung Fahrten in den Urwäldern und Wildnissen Patagoniens unternommen, um Siedlungsmöglichkeiten auszufundschaffen und geologische, mineralogische und botanische Studien zu treiben. Hier wird nicht eine erdichtete Erzählung, sondern ein Tatsachenbericht gegeben, in dem das Leben bestätigt, daß es auch ohne die dichterische Phantasie der Menschen bunte Abenteuer und Gefahren in Fülle zu bieten hat.

Goethe

Eine neue Ausgabe von „Goethes Ehe in Briefen“, herausgegeben und eingeleitet von H. G. Gräf, mit einer Darstellung der Ehegeschichte von W. v. Wasselewski, ist erschienen (Potsdam, Rütten & Loening. Mit vielen Bildtafeln. RM 8,—). Die einzelnen Briefe verbindet Gräf mit kurzem, überleitendem Text, nachdem eine zusammenfassende Darstellung von Goethes Ehegeschichte die Grundlagen zum Verständnis legt. Der ver-

schwenderische Reichtum dieser documents humains bietet unter der sicheren Führung des Herausgebers eine unausschöpfbare Schatzgrube zum Verständnis Goethes und menschlichen Erlebens überhaupt.

Als Band 82 der Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“ ist eine Monographie von Goethes Schweizer Freund Johann Heinrich Meyer von Arnold Federmann erschienen (Frauenfeld, Huber & Co. Fr. 3, —), die in exakter und gründlicher Arbeit die Persönlichkeit Meyers, der bekanntlich Goethes Kunstauffassung stark beeinflusst hat, herausarbeitet und in ihren menschlichen Zügen so vertieft und erweitert, daß wir hinfort ein richtigeres Bild dieses Schweizlers besitzen.

Jugendschriften

Fritz Koch-Gotha hat zu seinem 60. Geburtstag der deutschen Jugend eine besonders reizvolle Gabe dargebracht, indem er zu Versen von Richard Fietzsch Bilder zeichnete: „O welche Lust, Soldat zu sein“ (Leipzig, Alfred Hahn). Dieses lustige Soldatenbuch bringt neben den farbigen Bildern, die das Werden eines Rekruten zum Soldaten bis zu seiner Entlassung in echt Koch-Gothascher Art darstellen, zu den Versen in Schwarz-Weiß-Zeichnungen das Soldatenspielen der Kinder. Das Buch wird viel Freude machen.

Für unsere Jugend schrieb Carl Lange „Unser Mackensen im Südosten“ (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. RM 1,50). Diese Erzählung gibt in packender Weise den letzten Hufenstreich des siegreichen Feldherrn aus dem Weltkrieg, wie er und seine Soldaten Bukarest und ganz Rumänien eroberten, sich mit unerhörter Bravour auf den anderen Balkankriegsschauplätzen schlugen, und endlich die vorbildliche Haltung, mit der Mackensen durch seine persönliche Internierung seine Armee rettete. Carl Lange war für diese Aufgabe, gerade der deutschen Jugend von dem Husarengeneral zu berichten, durch seine große Mackensen-Biographie und seine Aufgeschlossenheit gegenüber unserer Jugend besonders vorbereitet.

Musik

Auf der hohen geistigen Ebene, auf der er beheimatet ist, schrieb Richard Benz „Vom Erdenschiedsal ewiger Musik“ (Jena, Eugen Diederichs. 163 S.). Neun Betrachtungen: Rasse und Volkstum; Raum und Klang; Der Choralische Mythos; Der Orphische Mythos; Überfremdetes Deutschland; Welteroberer des Geistes; Klassik und Romantik; Das Spiel der Stimmen; Geist der Erde; führen in das Wunder der deutschen Musik in seinen irdischen Bedingtheiten und Ursachen ein. Benz verneint die Annahme, daß Musik schlechthin gleich Musik sei und in gleicher Weise wie die Dichtung und Malerei zu allen Zeiten und für alle Völker das gleiche bedeute. So kommt er zu den letzten Fragen des Wesens der Musik überhaupt und lehrt im Grunde mit allem philosophischen und geistigen Rüstzeug, daß das große Wunder der Musik eben als ein Wunder letztlich unerklärt bleiben muß und nur erfüllt und erlebt werden kann.

In der Reihe „Unsterbliche Tonkunst“ schrieb Hans Engel eine lebendige Monographie von Franz Liszt (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaeon. 21 Abbildungen. RM 3,30). Diese neue Reihe bildet eine Ergänzung zu der guten Sammlung des Verlages „Die großen Meister der Musik“. In knapper Form zeichnet Hans Engel das Leben des großen Musikers und zu gleicher Zeit sein Werk und seinen Platz in der Musikgeschichte, gestützt auf Quellen, die ihm erlauben, das bisherige Wissen um Liszt zu berichtigen und zu erweitern. — Von dem bekannten Opernführer „Dr. Karl Storck's Opernbuch“, der sich lange schon einen unverlierbaren Platz bei allen Freunden der Oper erworben hat, ist jetzt die 37. — 38. neu bearbeitete Auflage erschienen (Stuttgart, Muth'sche Verlagbuchhandlung. 522 S., RM 5, —). Die Neubearbeitung durch Herbert Eimert bedeutet auch eine willkommene Erweiterung, denn sie berücksichtigt auch Opern, die erst jüngst in den Spielplan der deutschen Opernbühnen eingereicht wurden. Freilich ist gegenüber früheren Auflagen manches fortgefallen, das man doch nur ungern entbehrt, denn in einem prak-

tischen Handbuch will man möglichsie Vollständigkeit haben. Aber wer die Einführung „Zur Geschichte der Oper“ und die Vorbemerkungen zum Gesamtschaffen der einzelnen Künstler aufmerksam liest, wird hier genügend Ersatz mitgeteilt finden.

„Meyers Konzertsührer“ von Otto Schumann (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 4,80) gibt eine Geschichte der Orchestermusik, geordnet nach Komponisten, der eine ergänzende Übersicht, eine Fachwörter-Erklärung und kleine Instrumenten-Kunde und ein Abschnitt über Orchesterbesetzungen angefügt sind. Schumann stellt für jedes Kunstwerk den Inhalt, Stil, geistigen Gehalt und die musikalisch-geschichtliche Bedeutung dar und erläutert den Aufbau mit Notenbeispielen an einzelnen Themen und Motiven. Auch die notwendigen Lebensdaten für die einzelnen Komponisten sind hinzugefügt.

Ein Vermächtnis

Der Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen, gibt in einer Reihe, genannt „Das Vermächtnis“, eine handgeschriebene Ergänzung zu den Büchern der Rose. Hierdurch wird eine unmittelbare Verbindung vom Leser zum Autor hergestellt als durch den Druck. Die erst erschienenen beiden Schriften beweisen ein feines Gefühl für die richtige Auswahl. Da ist Ernst Moritz Arndts flammende Schrift „Von Freiheit und Vaterland“ und Matthias Claudius'

wundervolles Vermächtnis „An meinen Sohn Johannes 1799“. Beide Schriften sind von Rudo Spemann handgeschrieben. Der Faksimiledruck auf Büttenpapier mit seinen 16 Seiten kostet RM 1,—.

Familienforschung

Das Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung von Friedrich Wecken liegt jetzt in 6. Auflage vor (Leipzig, Degener & Co. 244 Seiten). Ein Geleitwort schrieb Ludwig Finckh. Dieses brauchbare Taschenbuch gibt in 6 Abschnitten alle Grundlagen, die man zu einer vernünftigen und sachgemäßen Familiengeschichtsforschung braucht.

Jugendfahrten

In der Reihe „Wir gehen auf große Fahrt“, deren erste Bände wir hier anzeigten, ist jetzt ein neuer Band erschienen „Nordische Länder“ von Isot Plüschow (Berlin, Dom-Verlag. 80 Seiten, 4 Landkarten. RM 2,70). Hier wird mit lebendiger Eindringlichkeit die Eigenart und Schönheit der großen Natur in den skandinavischen Ländern in einem Reisetagebuch zweier deutscher Jungen geschildert und in dem erzählenden Rahmen der deutschen Jugend das Verständnis und erakte Kenntnisse anderer Länder und Völker vermittelt. Die Karten, die mit Berechtigung „lebende“ genannt werden, sind von origineller Anschaulichkeit.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Geheimrat Professor Dr. Kurt Wiedenfeld, Berlin — Sophie Freifrau v. Wangenheim, Plön i. Holstein — Professor Dr. Gustav Koloff, Berlin — Professor Karl Foerster, Potsdam — Professor Kurt Kluge, Berlin — Dr. Eduard Plüsch, Berlin — Dr. Eugen Diesel, Bornstedt i. d. Mark — Joachim Günther, Hohenneuendorf bei Berlin.

Hauptchriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grünwald • Verlag und Anzeigenannahme: Deutsche Rundschau G.m.b.H., Berlin W30, Radenstraße 11 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg • DL IV, 1936: 10000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 4 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,50 RM, Jahresabonnement 15 RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25 %.



DER INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG



Zeitgenössische Erzähler

Im März erscheinen in dieser Reihe:

Ricarda Huch: Der Dreißigjährige Krieg

Vollständige Ausgabe in zwei Bänden (1400 Seiten)

Karl Heinrich Waggerl: Brot

Das schöne Erstlingswerk des Dichters, das seinen Ruhm begründete

F. E. Sillanpää: Silja, die Magd

Die Geschichte der kleinen Silja gehört schon heute zu den berühmten Romanen
der neuen Dichtung

D. H. Lawrence: Söhne und Liebhaber

Dieser großartige Roman gestaltet ein Urthema der Menschheit: die Beziehungen
zwischen Mutter und Sohn

In dieser Reihe liegen ferner vor:

Ernest Claes: Flachskopf

Mit einem Vorwort und Bildern von Felix Timmermans

Ricarda Huch: Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri

Ricarda Huch: Michael Unger

Felix Timmermans: Das Jesuskind in Flandern

Mit Zeichnungen des Dichters

Felix Timmermans: Pallieter

Mit Zeichnungen des Dichters

JEDER BAND IN LEINEN M 3.75

Mit dem Volkspreis
für deutsche Dichtung der Wilhelm-Raabe-Stiftung ausgezeichnet!



Schicksal und Liebe des Niklas von Cues

Roman von Hans Künkel. In Ganzleinen RM. 6.50

„Künkel hat keinen Roman eines Philosophen geschrieben, sondern ein Zeitbild des fünfzehnten Jahrhunderts entworfen, in dem als eine der vornehmsten Gestalten sich dieser Schiffersohn aus Cues bewegt und die abendländische Welt mit seinem Ruhme füllt. Eine klare, knappe, anschauliche Sprache, eine Kenntnis aller der vielfältigen Dinge, die am Vorabend der lutherischen Reformation geschahen, und vor allem eine tiefe Erkenntnis der Bedeutung von Lehre und Schriften des Cusaners heben das Buch in die erste Reihe jenes Schrifttums, das am Leitfaden einer Lebensgeschichte dem Leser ein Stück gärender Geistesgeschichte und erwachenden Volkstums vor Augen zu führen imstande ist. Künkel hat, ohne jemals die Verbindung mit der erzählenden Anschauung zu verlieren, die gedanklichen Probleme meisterhaft mit dem Werden und Wachsen des Menschen verschmolzen und beide, Idee und Mensch, in die umfassenden Zusammenhänge mittelalterlichen Lebens hineingestellt.“ (Stuttgarter Neues Tagblatt)

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig